

6. Methode und Vorgehensweise bei der empirischen Forschung

Im folgenden Kapitel wird dargestellt, wie ich methodisch vorgegangen bin, d.h. welches Forschungsdesign ich gewählt habe und wie ich im Laufe der Forschung mit auftretenden Schwierigkeiten umgegangen bin. So stellte sich für mich die Frage nach dem Ort des Forschungsaufenthaltes nicht nur vor Beginn der Forschung, sondern aufgrund der politischen Ereignisse auch nach einem verkürzten ersten Forschungsaufenthalt in Bamako. Auch im Hinblick auf die Wahl der Forschungsinstrumente und die Verwendung bestimmter Begriffe wie jenem der Umwelt war ich im Feld mehrmals mit Herausforderungen konfrontiert. Meine Positionierung im Forschungsfeld sowie die Erwartungen der ForschungspartnerInnen und Menschen vor Ort an mich sollen in diesem Kapitel beleuchtet werden. Abschließend werde ich einen Überblick über das entstandene Datenmaterial geben und über die Auswertung und Interpretation der produzierten Daten berichten.

6.1. Darstellung des Forschungsfeldes

Wie bereits erwähnt, wurde die empirische Forschung in zwei westafrikanischen Städten südlich der Sahara durchgeführt. Als ehemalige Kolonien europäischer Mächte sind Länder wie Mali oder Burkina Faso bis heute mit strukturellen Problemen konfrontiert. Die Binnenländer in dieser Region galten lange als wirtschaftlich »wenig entwickelt«, da die mangelhafte Verkehrsinfrastruktur Handelsbeziehungen erschwert. Weitgehende Urbanisierung und damit einhergehende Veränderungen in den Lebensumständen der Bevölkerung sind ein relativ rezentes Phänomen. Der Zugang zu Bildung und anderen Annehmlichkeiten der Stadt wie Gesundheitsversorgung, Wasser und Strom ist für die jüngeren Generationen in der Stadt mittlerweile oft selbstverständlich geworden; die Elterngenerationen haben hingegen meist noch andere Lebensbedingungen gekannt. Allerdings führt die Monetarisierung des Lebens und die anhaltende Arbeitslosigkeit in der Stadt dazu, dass die tatsächlichen Möglichkeiten der Nutzung von Gütern und Dienstleistungen oft begrenzt sind. In einem solchen Kontext scheint es daher beson-

ders interessant, die Wahrnehmung der Umwelt und damit verknüpfte Verhaltensweisen zu analysieren.

Bamako – die Hauptstadt von Mali – wurde als Forschungsfeld gewählt, weil ich während meines Studiums der Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien die afrikanische Sprache Bambara, die in Bamako von über achtzig Prozent der BewohnerInnen als Erstsprache gesprochen wird, erlernt hatte. Darüber hinaus bestanden durch vorangegangene Forschungen in Bamako (Chevron et al. 2002) Kontakte zu ForscherInnen, zur Stadtverwaltung und zu Akteuren der Abfallwirtschaft. Der Forschungsaufenthalt wurde durch ein Marietta Blau-Stipendium des Österreichischen Austauschdienstes ermöglicht und war ursprünglich für zwölf Monate vorgesehen. Der erste Forschungsaufenthalt erfolgte aber nur für einen Zeitraum von sechs Monaten – von Oktober 2011 bis März 2012 – in Bamako, weil er im März 2012 wegen eines Militärputschs unterbrochen werden musste. Nachdem sich die politische Situation in Mali nicht entspannte, konnte an eine Fortsetzung des Forschungsaufenthaltes in Bamako im Jahr 2012 nicht gedacht werden. Im Frühjahr 2013 musste ich aufgrund der weiterhin instabilen Lage in Mali die Entscheidung treffen, den Forschungsaufenthalt in einem anderen, vergleichbaren Land weiterzuführen. Der zweite Forschungsaufenthalt erfolgte für einen weiteren Zeitraum von sechs Monaten – von September 2013 bis Februar 2014 – in Ouagadougou, der Hauptstadt von Burkina Faso, wobei ein kurzer Forschungsaufenthalt in Bamako im Oktober 2013 stattfand, um die dort begonnene Forschung abzuschließen¹.

Meine Wahl für den zweiten Forschungsaufenthalt war deshalb auf Burkina Faso mit seiner Hauptstadt Ouagadougou gefallen, weil Bamako und Ouagadougou Ähnlichkeiten in ökonomischer und ökologischer Hinsicht aufweisen, insbesondere was die Bildungs- und Beschäftigungssituation, die klimatischen Bedingungen sowie die technischen und organisatorischen Besonderheiten im Bereich der Abfallwirtschaft und Siedlungshygiene betrifft. Bamako und Ouagadougou sind zwei Städte im Sahel mit heute jeweils knapp zwei Millionen EinwohnerInnen. Beide Städte verzeichnen aktuell eine sehr hohe Bevölkerungszuwachsrate. In Bamako betrug die jährliche Bevölkerungszunahme in den letzten fünf Jahren 4,7 Prozent, in Ouagadougou 6,9 Prozent (United Nations 2012). Die rasante Urbanisierung führt in beiden Städten zu sozialen und ökologischen Problemen. Im zweiten Kapitel wurde erwähnt, dass sich ein Fünftel bzw. ein Viertel der BewohnerInnen in Bamako und in Ouagadougou unter der nationalen Armutsgrenze befindet (The World Bank 2014). Im vierten Kapitel wurde die unzureichende Abfallsammlung und Entwässerungsinfrastruktur in den beiden Städten thematisiert.

Die Forschung in Bamako und Ouagadougou kann nicht im engen Sinn als »multisited ethnography« (Marcus 1995) bezeichnet werden, weil weder die Bewegungen von Menschen, noch die Weitergabe von Objekten analysiert wurden. Allerdings trug die räumliche Ausdehnung des Forschungsfeldes auf zwei westafrikanische Städte und

1 Beide Forschungsaufenthalte erfolgten in der trockenen und kühleren Jahreszeit, die von September bis März dauert. Ein gewisser saisonaler Bias kann dadurch gegeben sein, dass weder die Zeiten von starkem Regen noch von großer Hitze erlebt werden konnten.

mehrere Stadtviertel dazu bei, dass die lokale und globale Verschränkung von Diskursen erforscht werden konnte. In Bamako fand die Forschung beispielsweise in den Stadtvierteln Banconi und Yirimadio statt. Banconi wurde als Dorf mit ursprünglich ca. dreihundert BewohnerInnen in den 1960er Jahren in das Stadtgebiet Bamakos eingegliedert. Ende der 1970er Jahre überschritt die Bevölkerungszahl dieses Viertels 20.000 Menschen. Trotz der geringen räumlichen Distanz zum Stadtzentrum wurde dieses Viertel mit einer der höchsten Bevölkerungsdichten in Bamako nicht an die Infrastruktur des Stadtzentrums angeschlossen. Banconi zog viele MigrantInnen unterschiedlichster ethnischer Zugehörigkeit an, da die Zentrumsnähe für sie ein Garant für Einkommensmöglichkeiten war. Aber die Forschung fand auch in der Siedlung Yirimadio am Stadtrand von Bamako statt. Yirimadio ist eines der flächenmäßig größten Stadtviertel der Stadt und hatte bis vor kurzem eine noch geringe Besiedlungsdichte. Mit einer der höchsten Bevölkerungswachsraten in den letzten Jahren ist dieses Viertel aber mit einem zunehmenden Wandel der wirtschaftlichen und sozialen Struktur konfrontiert. Die meisten BewohnerInnen dieses Viertels sind im informellen Sektor tätig und üben ihre Beschäftigungen außerhalb des Stadtviertels aus. Obwohl die Forschung in ein und derselben Stadt durchgeführt worden ist, unterscheiden sich die Lebensbedingungen je nach Wohnort stark voneinander.

Auch in Ouagadougou wurde die Forschung in mehreren ausgewählten Stadtvierteln durchgeführt, um der Heterogenität des Wohnumfeldes gerecht zu werden. Einerseits wurden viele Interviews im zentrumsnahen Viertel Gounghin, wo ich während meines Forschungsaufenthaltes bei einer Gastfamilie wohnte, durchgeführt. Gounghin profitierte aufgrund des Wohnsitzes des langjährigen Bürgermeisters von Ouagadougou, Simon Compaoré, von zahlreichen Infrastrukturprojekten: Das Viertel verfügt aus diesem Grund über asphaltierte Straßen und Straßenbeleuchtung. Andererseits habe ich auch Interviews in mehreren peripheren Stadtvierteln, welche sich nicht nur in baulicher, sondern auch in sozialstruktureller Hinsicht voneinander unterscheiden, durchgeführt. So habe ich im bereits teilweise erschlossenen Viertel Karpala mehrere Einzelinterviews mit den Frauen von Haushaltsvorständen und auch ein Fokusgruppeninterview geführt. In diesem Viertel, das am östlichen Stadtrand von Ouagadougou liegt, setzt sich die Bevölkerung vorwiegend aus den autochthonen ethnischen Gruppen zusammen. Demgegenüber sind die BewohnerInnen des informellen Viertels Zongo, das sich im Südosten von Ouagadougou befindet, und wo ich ebenfalls mehrere Einzelinterviews geführt habe, fast ausnahmslos aus den südlichen Landesteilen Burkina Fasos zugewandert und gehören oft nicht der vorherrschenden ethnischen Gruppe in Ouagadougou – den Mossi –, sondern anderen ethnischen Gruppen an.

Der Begriff »Viertel« – es soll hier angemerkt werden – ist keineswegs unproblematisch, um eine Grenzziehung nach physischen, soziohistorischen oder administrativen Kriterien zu beschreiben. Als Beispiel hierfür kann die Einteilung des Stadtgebietes von Ouagadougou genannt werden. Die Bezeichnungen wie Gounghin, Larlé oder Zogona gehen auf die präkoloniale Zeit zurück, als diese Siedlungen eine jeweils spezifische Funktion – als Viertel der königlichen Streitkräfte bzw. als Viertel der zugewanderten Fremden – innehatten. Während der Präsidentschaft von Thomas Sankara in den 1980er Jahren wurde diese Einteilung aufgehoben und das Stadtgebiet in dreißig Stadtteile, die sogenannten »secteurs« gegliedert, um die traditionellen Machtansprüche der

Naaba zu schwächen. Im Jahr 2012 wurde das Stadtgebiet ein zweites Mal neu eingeteilt und zwölf Bezirke, »Arrondissements«, mit insgesamt 55 Sektoren geschaffen. Das ehemalige Viertel Gounghin umfasst heute beispielsweise die Stadtteile 6 und 7, wobei ein Sektor dem 1. Bezirk und der andere Sektor dem 2. Bezirk zugerechnet wird. In politischer Hinsicht spielen die alten Viertelgrenzen in Ouagadougou also keine Rolle mehr, in kultureller Hinsicht werden diese Bezeichnungen aber nach wie vor verwendet, denn die wenigsten Menschen identifizieren sich mit dem Sektor, in welchem sie wohnen.

Bamako zählt seit dem Jahr 1978 sechs Stadtgemeinden, »Communes«, und 58 Stadtviertel, wobei viele alte Ortsbezeichnungen für die neu begrenzten Viertel übernommen wurden. Allerdings führen bauliche und soziale Unterschiede innerhalb dieser Viertel dazu, dass die BewohnerInnen sich nicht immer mit ihrem Viertel identifizieren. Beispielsweise sehen sich die BewohnerInnen der Sozialwohnbausiedlung ATT-Bougou nicht unbedingt als BewohnerInnen des Viertels Yirimadio, in welchem sich die Siedlung befindet. Und auch innerhalb des Viertels Banconi differenzieren die BewohnerInnen zwischen sechs verschiedenen Stadtteilen, welche zwar keine administrativen Einheiten darstellen, welche sich aber sehr wohl in den Vereinsstrukturen widerspiegeln. Es zeigt sich also sowohl für Bamako als auch für Ouagadougou, dass die Verwaltungsgliederung oft wenige Informationen über die Baustruktur, die Bevölkerungszusammensetzung oder die gemeinschaftliche Organisation im Viertel liefert. Die Heterogenität innerhalb der Stadtteile bezieht sich schließlich auch auf geographische Aspekte. Die Nähe zum Fluss Niger in Bamako oder zu den von Überschwemmung bedrohten Gebieten in Ouagadougou geht für die Menschen mit besonderen Gefahren einher. Gleiches gilt für die Nähe zu bestimmten Infrastruktureinrichtungen wie z.B. Mülldeponien oder Industriebetrieben. Für die Analyse ist es also erforderlich, nicht nur den Stadtteil, sondern auch die unmittelbare Wohnumgebung miteinzubeziehen.

Ausgangspunkt der Erforschung umweltgerechten Verhaltens waren die Haushalte. Unter Haushalt versteht man eine soziale und wirtschaftliche Einheit, welche sich aus einer oder mehreren Personen zusammensetzt, die miteinander verwandt sein können oder nicht. Diese Personen leben miteinander und teilen sowohl dasselbe Dach als auch dieselben Mahlzeiten. Ein Haushalt wird schließlich dadurch charakterisiert, dass die Einkommensschaffung und die Erwerbstätigkeit der Haushaltsmitglieder auf kollektiver Basis organisiert sind (vgl. Gonzalez de la Rocha 2001). Zu den Haushaltsmitgliedern wurden in meiner Forschung auch jene Familienmitglieder gezählt, die zwar nicht im selben Haushalt übernachten, die mit diesem Haushalt aber enge soziale und finanzielle Beziehungen pflegen. Dies trifft beispielsweise auf unverheiratete Söhne zu, die oft in der Nähe des Elternhaushaltes ein Zimmer mieten und dort ihren Schlafplatz haben. Die Söhne fahren meist dennoch fort, die täglichen Mahlzeiten gemeinsam mit den anderen Haushaltsmitgliedern einzunehmen und auch zu den Haushaltsausgaben beizutragen (vgl. Kinda 1987). Zu den Haushaltsmitgliedern wurden auch BesucherInnen gezählt, wenn ihr Aufenthalt von längerer Dauer war. Das ist beispielsweise oft der Fall bei Kindern und Jugendlichen, die wegen des Schulbesuchs zu einem Verwandten oder Bekannten nach Ouagadougou bzw. Bamako kommen. Dadurch, dass solche BesucherInnen in wirtschaftlicher Abhängigkeit von der Gastfamilie stehen und sich ihr

Lebensmittelpunkt in diesem Haushalt befindet, kann diese Entscheidung begründet werden.

Für die Auswahl der Haushalte wurden bestimmte Kriterien herangezogen. Als wichtigstes Kriterium kann hier der sozioökonomische Status eines Haushalts genannt werden, also ob Haushalte arm oder nicht arm sind. Die Grenzziehung zwischen armen und nichtarmen Haushalten stellte sich als äußerst schwierig heraus, denn eine Vielzahl an Faktoren wie die Haushaltsgröße, die Haushaltsstruktur und die Anzahl der erwerbstätigen Haushaltsmitglieder spielen hier eine Rolle. Anhand des Wohnortes und der Wohnsituation sowie der ausgeübten wirtschaftlichen Tätigkeit konnten die Haushalte jedoch vorab annähernd eingestuft werden. Denn so konnte ich davon ausgehen, dass die Menschen in den informellen Vierteln grundsätzlich ein geringeres Einkommen als die Menschen in den zentrumsnahen Stadtvierteln hatten, weil sie auf offiziellem Wege noch keine Parzelle hatten erstehen können. Auch Familien, die an ihrem Wohnort keinen Zugang zu Strom oder Fließwasser hatten, konnte ich tendenziell den ärmeren Haushalten zuordnen. Schließlich war auch die Berufstätigkeit der Haushaltsvorstände aufschlussreich, denn Familienväter, die z.B. als Kleinhändler oder Maurer im informellen Wirtschaftssektor tätig waren, wurden aufgrund der unregelmäßigen Einkommen und der fehlenden sozialen Absicherung eher mit prekären Lebensbedingungen in Verbindung gebracht. Dasselbe gilt auch für Witwen oder alleinerziehende Mütter, die oft alle Haushaltsausgaben selbst bestreiten müssen.

Eine letzte Dimension, die ich in meiner Forschung zu berücksichtigen versucht habe, betrifft die Frage der ethnischen Zugehörigkeit und der Religion. Hinsichtlich der soziokulturellen Zusammensetzung der Bevölkerung unterscheiden sich Bamako und Ouagadougou: In Bamako gehören über neunzig Prozent der EinwohnerInnen dem muslimischen Glauben an. Aufgrund des geringen Anteils an ChristInnen und AnimistInnen wurden für die qualitativen Interviews mit den Haushalten ausschließlich muslimische Familien herangezogen. Manche Forschungen in Bamako (Diarra und Togola 1997) weisen darauf hin, dass die Religionszugehörigkeit im Hinblick auf die Praktiken der Abfall- und Abwasserentsorgung keine Rolle spielt. Dies kann möglicherweise damit erklärt werden, dass umweltbezogene kulturelle Vorstellungen tief verwurzelt sind und vom Islam bzw. den christlichen Konfessionen nicht maßgeblich verändert wurden. Bestimmte Reinlichkeitsgebote, die im Islam eine große Rolle spielen, mögen zwar heutzutage einen höheren Stellenwert einnehmen, jedoch beziehen sich diese Gebote v.a. auf den Körper, die Kleidung sowie Hof und Haus. Im Hinblick auf den Schutz der Umwelt im öffentlichen Raum scheinen die beiden großen Weltreligionen bisher wenig Einfluss auf das Verhalten der Menschen gehabt zu haben. In der Hauptstadt Malis finden sich Angehörige aller ethnischen Gruppen, allerdings bilden die Bambara und die Malinke die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung. Durch interethnische Ehen haben sich die Angehörigen der anderen ethnischen Gruppen, unter ihnen die Fulbe, die Soninke, die Songhai oder die Dogon mittlerweile oft vermischt und die Verkehrssprache Bambara übernommen. Aufgrund der Familiennamen kann meist auf die ethnische Zugehörigkeit der Menschen geschlossen werden, jedoch habe ich bei der Auswahl meiner InterviewpartnerInnen wenig Aufmerksamkeit darauf gelegt, Angehörige aller ethnischen Gruppen zu befragen.

Die Bevölkerung in Ouagadougou ist im Vergleich zu Bamako sowohl religiös als auch ethnisch sowie sprachlich stärker differenziert. Schätzungen zufolge gehören etwa sechzig Prozent der EinwohnerInnen Ouagadougous dem Islam an, ein Viertel christlichen Konfessionen und 15 Prozent werden zu den AnhängerInnen traditioneller Religionen gezählt. Elemente des Animismus wurden jedoch häufig in synkretistischer Art und Weise mit den Weltreligionen verknüpft, sodass diese Kategorien nicht als absolut zu betrachten sind. In meiner Forschung in Ouagadougou habe ich gezielt Interviews mit muslimischen und christlichen Familien geführt. Hierbei konnte ich auch mehrere Male feststellen, dass der Haushaltsvorstand und seine Frau unterschiedlichen Religionen angehörten oder dass der Partner/die Partnerin aufgrund der Eheschließung zu einer anderen Religion konvertiert war. Weiters habe ich Interviews mit den VertreterInnen von verschiedenen Ethnien wie den Mossi, der dominierenden ethnischen Gruppe in Burkina Faso und den Dioula sprechenden anderen ethnischen Gruppen durchgeführt. Durch diese Vorgehensweise sollte die Behauptung von Jacky Bouju (2002), wonach ethnisch geprägte Vorstellungen über Abfälle im städtischen Milieu weniger relevant seien, überprüft werden. Bouju (ebd.) hatte sowohl in Ouagadougou als auch in Bobo Dialasso die Bedeutung der Religion und der ethnischen Zugehörigkeit im Hinblick auf das Abfallverhalten analysiert und war zu dem Schluss gekommen, dass in beiden Städten andere Faktoren wie z.B. das Bildungsniveau oder das Einkommen eine viel größere Rolle spielen. In einer Forschung in Bamako und Mopti in Mali wurde darauf hingewiesen, dass weniger die ethnische Zugehörigkeit, als die konkrete Lebensweise für die Wahrnehmung von Schmutz und Sauberkeit ausschlaggebend ist (siehe Chevron 2002). Ich möchte diese Frage in meiner Arbeit noch einmal aufgreifen, da ich es für möglich halte, dass die ethnische bzw. die Religionszugehörigkeit indirekt relevant sein könnten. Unterschiede, die sich daraus beispielsweise in der Haushaltsgröße, der Eheform oder der Stellung der Frau in der Familie ergeben, könnten Auswirkungen auf die Praktiken der häuslichen Abfall- und Abwasserentsorgung haben.

6.2. Darstellung der Forschungsannahmen

Ausgehend von den vorgestellten theoretischen Zugängen zu den Themen Armut, Umweltbewusstsein und umweltgerechtes Handeln sowie Infrastruktur und Dienstleistungen der Abfall- und Abwasserentsorgung soll nun die Operationalisierung der Forschungsfrage für die empirische Forschung präsentiert werden. Allgemein gilt es, die Wechselwirkungen zwischen Armut, manchen kulturellen Aspekten und den institutionellen Voraussetzungen zu hinterfragen.

Im Hinblick auf das Konzept der Armut gilt es einerseits zu erforschen, welche Rolle die anfallenden Kosten – insbesondere die Gebühren für die Entsorgung von Abfällen und Abwässern – für umweltgerechtes Verhalten haben. Die Annahme lautet, wie in Kapitel 4.2.3 näher ausgeführt, dass die Abfallsammelgebühren für die Haushalte verglichen mit den Kosten für die Errichtung von Sanitäranlagen und die Klärgrubenentleerung für ärmere Haushalte eher leistbar sind.

Eine zweite wichtige Fragestellung bezieht sich auf die umweltrelevanten Auswirkungen von unterschiedlichen Konsumniveaus: Welche Rolle spielt der Lebensstil von

reichen und armen Menschen im Hinblick auf den Grad der Umweltverschmutzung? Inwieweit können in westafrikanischen Städten neue Konsummuster auch bei ärmeren StadtbewohnerInnen festgestellt werden, welche zu einer stärkeren Verschmutzung der Umwelt, als dies im traditionellen dörflichen Kontext der Fall war, führen? Schließlich stellt sich die Frage, ob sich nur das Umwelthandeln oder auch das Umweltbewusstsein von armen Haushalten von jenem nichtarmer Haushalte unterscheidet. Wie bereits im ersten Kapitel angeführt, muss im Hinblick auf die empirische Forschung zwischen der Betrachtung eines allgemeinen Umweltbewusstseins und der Betrachtung von Prioritäten im Verhalten unterschieden werden. Die weit verbreitete Annahme lautet, dass ärmere Bevölkerungsschichten trotz umweltbewusster Einstellungen weniger Freiheiten haben, persönlichen Verzicht für den Umweltschutz in Kauf zu nehmen. In Abhängigkeit von den verfügbaren Ressourcen würden ärmere und reichere Menschen demnach andere Prioritäten setzen (Diekmann und Franzen 1999).

Theorien zur Messung von Umweltbewusstsein müssen aufgrund ihres zumeist westlichen Entstehungskontextes vorsichtig verwendet werden. Die Analyse von Einstellungen, Werten und Überzeugungen muss immer auf den jeweiligen Kontext bezogen sein. Folgendes Beispiel, das sich auf die Evaluierung von Umweltbildungsmaßnahmen in der größten Stadt der Elfenbeinküste, Abidjan, (Traoré 2007) bezieht, kann dies veranschaulichen. In der Studie von Kassoum Traoré wurden dreihundert Haushalte in den ärmeren Stadtvierteln Abidjans zum Thema Umwelt befragt. Aus der Befragung geht hervor, dass der französischsprachige Begriff für Umwelt, »environnement«, von der Bevölkerung auf unterschiedliche Art und Weise verstanden wurde. Während knapp die Hälfte der befragten Haushalte Umwelt mit den allgemeinen Lebensbedingungen assoziierte, verstand ein Fünftel der Befragten den Begriff Umwelt als unmittelbare physische und soziale Umgebung. Weniger als zehn Prozent der Befragten brachten Umwelt mit Sauberkeit und Siedlungshygiene oder mit Natur in Verbindung. Mehr als ein Drittel der befragten Haushalte konnte den Begriff »environnement« nicht deuten (ebd.). Diese Studie zeigt auf, dass Begriffe, die für die breite Masse der Bevölkerung in Europa oder den USA meist einheitlich konnotiert sind, im afrikanischen Kontext oft unterschiedlich verstanden werden². Obwohl Begriffe wie der der Umwelt besonders durch internationale Organisationen und nationale Verwaltungsapparate in afrikanischen Ländern in offiziellen Mitteilungen und Berichten weit verbreitet sind, werden sie nur von wenigen Menschen wirklich verstanden. Wissenschaftliche Studien übernehmen häufig unreflektiert diese Begriffe, weil sie als allgemein verständlich gelten.

Neben der Problematik der Übernahme westlich geprägter Begriffe muss auch das Wissen über bestimmte Zusammenhänge thematisiert werden. Es geht also nicht nur darum, ob die Menschen vor Ort den Begriff Umwelt verstehen, sondern auch darum, ob sie Verbindungen zwischen den Ursachen und Folgen von Umweltverschmutzung herstellen können. Dies wird als eine der Voraussetzungen gesehen, damit (neue) umweltgerechte Praktiken übernommen werden. In meiner Annahme gehe ich jedoch da-

2 Im Rahmen einer Forschung über das Umweltbewusstsein der BewohnerInnen des Industriegebietes in Kalkutta (Indien) wurde ebenfalls darauf hingewiesen, dass die InterviewpartnerInnen Begriffe wie Umwelt oder Verschmutzung oft nicht verstehen würden (Chatterjee 2008).

von aus, dass den Menschen diese Zusammenhänge in mancher Hinsicht unklar sein könnten. Brian Wynnes (1992) Aufgliederung der Arten des Nichtwissens erscheint hier von Interesse. Wynne skizzierte vier mögliche Szenarien des Nichtwissens, die er als Risiko, Unsicherheit, Unbestimmtheit und Unwissenheit bezeichnete. Während beim Risiko die Wahrscheinlichkeit des Eintretens von Folgen bestimmter menschlicher Verhaltensweisen bekannt sei, sei dies bei der Unsicherheit nicht der Fall. Unbestimmtheit meine, dass die Ergebnisse bestimmter Verhaltensweisen nicht vorhersagbar seien, wie beispielsweise die nicht-intendierten Folgen aus dem Zusammenspiel mehrerer individuell Handelnder. Unwissenheit bedeute schließlich, dass weder die Ursachen für Umweltprobleme noch die Folgen umweltbezogenen Handelns bekannt seien. Das Wissen bzw. Nichtwissen über die Ursachen und/oder Folgen könnte auch in meiner Forschung erklären, warum möglicherweise in manchen Situationen mehr Vorsicht geübt wird als in anderen. Es könnte beispielsweise im Hinblick auf das Erkrankungsrisiko mehr Wissen vorhanden sein als im Hinblick auf die diffuse Verschmutzung des öffentlichen Raumes durch Haushaltsabfälle.

Dem vorhandenen Wissen über den Zustand der Umwelt und die Faktoren, die diesen Zustand beeinflussen, möchte ich besondere Aufmerksamkeit widmen. Es gilt hier zu erforschen, inwieweit Werte und Einstellungen bzw. Handlungsbedingungen für umweltgerechtes Verhalten von Relevanz sind. Wie dies auch Studien aus der Umweltpsychologie (Milfont und Duckitt 2010) gezeigt haben, kann die symbolische Ebene, also Repräsentationen von Umwelt, nicht mit der instrumentellen Ebene, also dem tatsächlichen Verhalten, gleichgesetzt werden. Während also umweltrelevante Haltungen wie die Befürwortung des Umweltschutzes eine tief verwurzelte Dimension darstellen können, bezieht sich das Umwelthandeln auf die konkrete Nutzung der Umwelt. Auf der Handlungsebene gilt es darüber hinaus zu unterscheiden, ob Menschen aktiv nach umweltschonenden Lösungen suchen oder ob sie die Möglichkeiten, die ihnen bereit stehen, mehr oder weniger passiv nutzen. So sind die Handlungsbedingungen in einem Stadtviertel, in dem es eine Müllabfuhr gibt, und die Haushalte nur ein Abonnement aufzunehmen brauchen, andere als in einem Stadtviertel ohne organisierte Müllsammmlung, wo die Haushalte entweder informelle Müllsammler mit Handwagen bestellen oder ihren Müll selbst entsorgen müssen. Im Hinblick auf die Handlungsbedingungen soll auch die Rolle von Technologien und Infrastruktur beleuchtet werden, wobei die Frage zu stellen ist, ob die Verwendung von modernen und meist kostspieligen Technologien zu einer Reduktion der Umweltverschmutzung führt.

In der empirischen Forschung spielt der Gegensatz zwischen der Wahrnehmung der Umweltqualität und der Besorgnis über die Umweltqualität eine besondere Rolle. So gilt es auch die Frage zu stellen, ob die Umweltverschmutzung in Zusammenhang mit dem persönlichen Wohlbefinden gesehen wird. Welche tatsächlichen Auswirkungen hat die Umweltverschmutzung auf das Wohlbefinden der Menschen? Umweltpsychologische Ansätze weisen darauf hin, dass Beschwerden über Umweltverschmutzung nicht immer aus einer tatsächlichen Umweltverschmutzung resultieren müssen, sondern oft auch aus der Unzufriedenheit mit der allgemeinen Wohnsituation. Es sind nicht nur die Umweltbedingungen, welche die Lebensqualität und die Gesundheit einer Person beeinflussen, sondern ebenso die Beziehungen, welche eine Person zu ihrer Umwelt hat:

«La gêne est une expression composite d'inconfort qui peut se cristalliser sur une composante de l'environnement physique (le bruit, les odeurs). Mais elle ne résulte pas exclusivement d'une exposition effective et massive à la nuisance, l'expression d'un inconfort ou d'une gêne peut aussi résulter d'une insatisfaction résidentielle qui est alors attribuée à la nuisance» (Moser 2009 : 131).

Genauso wie die tatsächliche Umweltverschmutzung nicht wahrgenommen oder heruntergespielt werden kann, kann die geäußerte Unzufriedenheit mit der Umweltsituation andere Gründe als eine möglicherweise kaum verschmutzte Umwelt haben. Der Begriff »sauber« beinhaltet eine moralische Konnotation, die nicht nur auf die physische Umwelt beschränkt bleibt, sondern sich auch auf die Menschen im Wohnumfeld bezieht, wie Sjaak van der Geest (1998) es in seiner Studie über die Bedeutungen von Schmutz in den Akan-Sprachen in Ghana demonstrieren konnte. Nachbarschaftliche Beziehungen können durch Schmutz im öffentlichen Raum beeinträchtigt werden und umgekehrt kann ein Missverhältnis zwischen den NachbarInnen die Sauberkeit des Viertels beeinträchtigen. Umwelt muss also weiter gefasst werden und stellt nicht bloß eine ökologische Kategorie dar. In der empirischen Forschung wurde Umwelt deshalb in einem weiteren Sinne verstanden. Sowohl die physischen als auch die sozialen Bedingungen, unter denen Menschen leben, wurden deshalb berücksichtigt. Umwelt bezieht sich sehr stark auf den Bereich des Wohnens, also auf die Aneignung, die Ausstattung, die Begrenzung und die Nutzung eines Raumes. Die Zufriedenheit mit dem Zuhause wird mit einer positiven Einschätzung der physischen Umwelt, einem gut funktionierenden sozialen Netzwerk in der Nachbarschaft und dem Zugang zu Infrastruktur oder kommunalen Dienstleistungen in Verbindung gebracht (Moser 2009).

Ein Aspekt, der in der empirischen Forschung ebenso einen wichtigen Stellenwert einnimmt, ist die Frage nach dem Verhältnis zwischen den ärmeren Bevölkerungsschichten und der Stadtverwaltung. In dieser Arbeit gehe ich davon aus, dass sich die fehlende Kommunikation zwischen der Stadtgemeinde und der Bevölkerung negativ auf die Einstellung und die Kooperationsbereitschaft der Menschen auswirkt. Die bereits erwähnten Forschungen in Abidjan haben aufgezeigt, dass Sitzungen der Kommunalverwaltung zum Thema Abfallwirtschaft und Siedlungshygiene unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden. Wie Kassoum Traoré (2007) zeigen konnte, ist die überwiegende Mehrheit der Befragten in seiner Studie der Meinung, die Gemeinde würde sich nicht bemühen, den Verschlechterungen der Lebensbedingungen im Viertel entgegen zu wirken (siehe auch Chevron et al. 2002). Andere Forschungen, wie die von Mario Small (2004) über puerto-ricanische MigrantInnen in Boston, USA, haben gezeigt, dass nachbarschaftliche Dynamiken ausschlaggebend für die dauerhafte Beteiligung der Bevölkerung an lokalen Projekten sind. BewohnerInnen eines Stadtviertels, welche sich über eine gemeinsame Vergangenheit definieren, sind aus diesem Grund z.B. weitaus aktiver als Menschen, die sich nur aufgrund von außen herangetragenem Projekten organisieren. Kontinuierliche soziale und politische Interaktionen zwischen den BewohnerInnen eines Viertels können also entscheidend für die Nachhaltigkeit von Projekten sein. Wenn in manchen Stadtvierteln freiwillige Reinigungskomitees die Sauberkeit des öffentlichen Raumes dauerhaft garantieren, während in anderen Stadtvierteln nur sporadische Reinigungsaktivitäten durchgeführt werden, dann könnte dies ein Zeichen

für den unterschiedlich starken sozialen Zusammenhalt in den Vierteln sein. Ob das Ausmaß des gesellschaftlichen Engagements grundsätzlich zwischen den zentrumsnahen und den informellen Stadtvierteln am Stadtrand differiert, soll ebenso analysiert werden. Die Stadtzentren, in denen oft alteingesessene Familien leben, unterscheiden sich aufgrund ihrer familiären und nachbarschaftlichen Netzwerke von den peripheren Vierteln, in denen familiäre Beziehungen fehlen und die horizontalen Solidaritätsnetzwerke fluktuierend, temporär und brüchig sind (vgl. Vuarin 2000). Der Vergleich der gemeinschaftlichen Aktivitäten von ärmeren StadtbewohnerInnen in Zentrumsnähe und in Stadtrandlage könnte daher zu interessanten Ergebnissen führen.

6.3. Reflexion über die Forschungsinstrumente

Für die empirische Forschung wurden verschiedene qualitative Methoden gewählt. Die ausschließliche Verwendung von qualitativen Methoden wird damit begründet, dass der intersubjektive Bedeutungsgehalt der Phänomene Armut und Umwelthandeln im Mittelpunkt des Forschungsinteresses steht. Anhand von Diskursen sollen Zusammenhänge zwischen den Motivationen und Einstellungen und konkreten Verhaltensweisen aufgedeckt und überprüft werden. Im empirischen Teil dieser Arbeit wird versucht, durch die offene, qualitative Herangehensweise zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Eine qualitative Forschungsstrategie zeichnet sich dadurch aus, dass sich die Forschungsannahmen graduell im Laufe des Forschungsprozesses verändern und die empirischen Methoden flexibel gehandhabt werden können. Der Erkenntnisgewinn entsteht aus der wechselseitigen Verschränkung der theoretischen Annahmen und der empirischen Forschungsdaten. Im Vergleich dazu müssen quantitative Erhebungen, welche hauptsächlich auf die Verifikation bzw. Falsifikation von Hypothesen abzielen, sich von vornherein auf die verwendeten Methoden festlegen (vgl. Witt 2001).

In Afrika werden in regelmäßigen Abständen Armutsstatistiken erstellt, die einerseits das Phänomen Armut greifbar machen sollen und andererseits für die Erstellung von nationalen Maßnahmenplänen herangezogen werden. Dadurch, dass diese Statistiken den Anspruch erheben, repräsentativ zu sein, werden sie häufig als objektive Abbildung der Armutsproblematik gesehen. Groß angelegte Fragebogenerhebungen bieten den Vorteil, statistische Maßzahlen wie Häufigkeiten und Verteilungen berechnen zu können. Darüber hinaus wird heute auch vermehrt versucht, verschiedene Dimensionen von Armut wie monetäre Armut oder materielle Armut statistisch zu erfassen und miteinander in Beziehung zu setzen. Dies führt in manchen Fällen jedoch dazu, dass soziale Phänomene quantifiziert werden, die sich aus theoretischer Hinsicht nicht quantifizieren lassen, wie beispielsweise die Wahrnehmung von Vulnerabilität, für die ein eigener Index geschaffen wurde. Kultur- und SozialanthropologInnen, welche Ernährungssicherheit in Mali erforscht haben, sehen diese Tendenz sehr kritisch:

»Ce culte des chiffres pousse à la quête systématique de prétendus ›indicateurs‹ les plus divers, censés renseigner des états d'insécurité alimentaire transitoires ou des vulnérabilités nutritionnelles plus structurelles, tandis que l'obsession méthodologique (la ›méthodophrenie‹, pourrait-on-dire) pousse à la technicisation croissante des ›ou-

tils« (système d'information géographique, système d'information sur les marchés, systèmes d'information sur les prix), tout cela, soit dit en passant, contribuant lourdement à l'inflation des coûts au détriment de la part dévolue (quand elle reste prévue!) à la recherche qualitative« (Arditi et al. 2011 b : 28).

Tatsächlich ist besonders in afrikanischen Ländern ein Trend zur quantitativen Sozialforschung festzustellen. Die Reduktion sozialer Phänomene auf Zahlen birgt die Gefahr, wenige inhaltliche Informationen zu liefern und macht die Interpretation der Ergebnisse daher oft sehr schwierig. Es sei hier pars pro toto eine Forschung in Mali zum Thema Armut erwähnt. In dieser Forschung ging es um das subjektive Wohlbefinden, das festgestellt werden sollte. Die Antworten wurden mittels eines Fragebogens mit geschlossenen Antwortkategorien »messbar« gemacht: 1. »Ça va bien; 2. Ça va à peu près; 3. Il faut faire attention; 4. Vit difficilement« (Sako et al. 2005 : 27). Die AutorInnen der Studie Mahmod Sako et al. weisen jedoch selbst auf die Grenzen dieser quantitativen Messung von Wohlergehen hin. Die Antworten auf die Fragen wurden mit dem Einkommen der Befragten korreliert und auch wenn die Ergebnisse erwartungsgemäß ein größeres Wohlbefinden bei einem höheren Einkommen signalisieren, konnten die Daten letztendlich nicht eindeutig interpretiert werden (ebd.). Die Selbsteinschätzung des Wohlbefindens wird meist im Vergleich zum eigenen sozialen Umfeld getroffen und liefert daher ohne eine entsprechende, qualitativ feststellbare Kontextualisierung wenig brauchbare Informationen über das eigene monetäre oder materielle Wohlergehen. Die quantitative Armutsforschung ist also aufgrund ihres meist sehr theoretischen Zugangs, der speziellen Fragestellungen und Hypothesen sowie der Verwendung standardisierter Methoden nicht unproblematisch. Indem das dominante Wissen über Armut aus der Bezugnahme auf bestimmte Arten von Informationen, Methoden und die Einbindung in professionelle Netzwerke resultiert, bleiben alternative Forschungszugänge oft unterrepräsentiert (O'Connor 2002).

Statistische Erhebungen werden auch für die Messung des Zugangs zu Trinkwasser und die Anbindung an die Infrastruktur der Abfall- und Abwasserentsorgung sowie die Nutzung diesbezüglicher Dienstleistungen eingesetzt. Hierbei gibt es Statistiken, die sowohl durch die nationalen Statistikbehörden als auch durch internationale Organisationen oder im Rahmen von wissenschaftlichen Forschungsprojekten erstellt wurden. Zieht man beispielsweise die Statistiken des Statistischen Amtes in Mali heran, so fällt auf, dass es teilweise unterschiedliche Maßzahlen und auch Unterschiede zwischen den einzelnen Erhebungen gibt. So wurden im Rahmen der malischen Volkszählung im Jahr 2009 (INSTAT 2011 a) 286.381 Haushalte in Bamako im Hinblick auf den vorhandenen Toilettentyp befragt. Hierbei wurde zwischen internen und externen privaten Toiletten mit Wasserspülung und gemeinsam genutzten Toiletten mit Wasserspülung unterschieden. Auch bei den traditionellen Toiletten wurde zwischen privaten und gemeinsam genutzten Toiletten unterschieden. Im Vergleich dazu wurden in einer Befragung, die zum Zweck der Evaluierung der Erreichung der Millennium-Entwicklungsziele von UNICEF entwickelt und vom Statistischen Amt durchgeführt wurde, im selben Zeitraum 19.371 Haushalte in Bamako befragt (INSTAT 2011 b). Hier bezogen sich die Antwortkategorien auf die Unterscheidung zwischen Trockentoiletten und Toiletten mit Wasserspülung sowie den Anschluss an die Kanalisation bzw. die Art der Klärgrube.

Die Daten aus diesen beiden Befragungen bilden unterschiedliche Aspekte ab und sind jeweils für sich genommen nicht ausreichend, um die Komplexität der Entsorgung von Schwarzwässern zu verstehen.

In Bezug auf die Abfallentsorgung zeigt sich dieselbe Problematik. Die nationale Abfallwirtschaftsstrategie für Mali (DNACPN 2007 a) stützt sich auf eine Befragung von 1.159 Haushalten in Bamako aus dem Jahr 2003 über die Art und Weise der Abfallentsorgung. In einem sehr detaillierten Fragebogen wurde zwischen zehn Praktiken des Umgangs mit dem Haushaltsmüll unterschieden, u.a. die Abfallsammlung durch eine GIE oder durch einen informellen Abfallsammler, das Verbrennen der Abfälle, die Entsorgung auf einer Mülldeponie, auf der Straße, auf einem nicht bebauten Grundstück oder im Fluss sowie die Nutzung der Abfälle als Dünger auf den Feldern. Eine Befragung von 851 Haushalten in Bamako im Zusammenhang mit der Armutsreduktionsstrategie im Jahr 2011 (INSTAT 2011d) beschränkt sich lediglich auf fünf Antwortkategorien: die Abfallsammlung, die Entsorgung auf einer Mülldeponie oder auf einer wilden Deponie sowie das Verbrennen oder Vergraben der Abfälle. Auch hier können die Daten aus den beiden Befragungen nur schwer in Beziehung zueinander gesetzt und ein Trend im Abfallverhalten festgestellt werden.

Die erhobenen quantitativen Daten dienen wie bereits erwähnt oftmals der Erstellung von lokalen Entwicklungsplänen. Für den Maßnahmenplan im Bereich Siedlungshygiene in der Hauptstadt Bamako wurden beispielsweise im Jahre 2007 sozioökonomische Merkmale der Haushalte, die vorhandenen sanitären Anlagen, die Entsorgung der Haushaltsabfälle, die Bereitschaft und die Fähigkeit, für die Abfallsammlung zu bezahlen, die Wasserversorgung, die Art der Abwasserentsorgung und die Art und Häufigkeit von Krankheiten im Haushalt erhoben (DNACPN 2007b). Die Umfrage wurde abschließend evaluiert und die Schwierigkeiten der quantitativen Erhebung erläutert. Besonders die Fragen betreffend das Haushaltseinkommen und die Haushaltsausgaben, aber auch Fragen nach den persönlichen Einstellungen waren im Zuge der Forschung auf Ablehnung und Skepsis bei den Betroffenen gestoßen. In den Vierteln der städtischen Peripherie wurden Fragen nach den Praktiken der Abwasserentsorgung aufgrund des offensichtlichen Nichtvorhandenseins von technischer Infrastruktur als Provokation empfunden:

»Cependant, il n'est pas exclu que certaines questions, parmi les plus subtiles, aient été interprétées avec équivoque par certains répondants dont la très grande majorité ne possède pas suffisamment de recul sur les ouvrages et services d'assainissement améliorés« (DNACPN 2007b : 18).

Dies zeigt, dass die Durchführung von quantitativen Befragungen bestimmte Schwierigkeiten mit sich bringt und die erhobenen Daten mit manchen Mängeln behaftet sein können. Dies gilt ebenfalls für die Durchführung von Befragungen zum Zwecke der Evaluierung von staatlichen oder kommunalen Maßnahmen wie beispielsweise Sensibilisierungskampagnen. So werden beispielsweise die Ergebnisse einer quantitativen Umfrage über die Häufigkeit der Klärgrubenentleerung in Bamako aufgrund der befürchteten Sanktionen durch die Behörden als nicht glaubwürdig eingeschätzt:

»Les informations relatives aux fréquences de vidange sont peu fiables car la période des enquêtes a coïncidé avec la campagne de salubrité qui a entraîné des mesures et des sanctions de la part des autorités« (Ballo 1993: 233).

Meine Entscheidung für den Einsatz von qualitativen Forschungsmethoden basiert daher neben der Wahl der besten Methoden auf einer kritischen Analyse von statistischen Umfragen. Mithilfe von qualitativen Methoden soll das verstehende Nachvollziehen lebensweltlicher Zusammenhänge vereinfacht und die Komplexität der Armuts- sowie der Umweltproblematik sichtbar werden. In meinen Ausführungen führe ich dennoch statistische Messdaten an, da sie die Einordnung der eigenen qualitativen Forschungsergebnisse ermöglichen. Außerdem können sie das Ausmaß von wenig bekannten Problemen, wie beispielsweise der fehlende Zugang zu Toiletten in westafrikanischen Städten, aufzeigen.

Die verwendeten qualitativen Methoden umfassen teilnehmende Beobachtung, qualitative Einzelinterviews, ExpertInneninterviews und Fokusgruppeninterviews. Die Methode der teilnehmenden Beobachtung im Hinblick auf das Wohnen und das Alltagsleben der Menschen war von Beginn an und während des gesamten Forschungsaufenthalts wesentlich. Die Beobachtung von Praktiken wie beispielsweise die Verrichtung von Hausarbeiten ließ Schlüsse über die Bedeutung von Ordnung und Sauberkeit zu. Die Interaktionen zwischen den Familienmitgliedern, NachbarInnen und BesucherInnen lieferten wichtige Informationen über den sozialen Status der Familie.

Mehrere Male verbrachte ich einige Tage bei anderen Familien als meiner Gastfamilie in zentrumsnahen, peripheren und informellen Stadtvierteln. Meine Bereitschaft, mich auf die beschwerlichen Lebensbedingungen der Menschen einzulassen, wurde mit einer Fülle an Erkenntnissen belohnt. Für die Erforschung von umweltgerechtem Verhalten, also Praktiken der Abfall- und Abwasserentsorgung, ist teilnehmende Beobachtung unerlässlich. Wie in der Kultur- und Sozialanthropologie bekannt ist, aber auch in der Umweltpsychologie erforscht wird, entsprechen die Aussagen von Menschen über ihre Verhaltensweisen nicht immer den tatsächlichen Handlungspraktiken.

Empirische Forschungen in anderen Erdteilen bestätigen diese Tatsache auch für umweltrelevantes Verhalten wie beispielsweise Recycling. Eine Studie in Mexiko (Corral-Verdugo 1997) ergab, dass umweltbezogene Einstellungen und Überzeugungen nur mit dem selbst berichteten Umweltverhalten, nicht aber mit dem beobachteten Umweltverhalten korrelieren. Einstellungen und Überzeugungen repräsentieren demnach v.a. Normen und soziale Erwartungshaltungen, sind jedoch wenig handlungsrelevant. Im Rahmen der Studie wurden außerdem Motivationen für Recycling sowie Wissen und Fertigkeiten über die Wiederverwertbarkeit von Wertstoffen erforscht. Die Personen, die konkrete persönliche Vorteile für das Recycling aufzählen konnten bzw. in einem Test den Recyclingprozess für verschiedene Wertstoffe richtig rekonstruieren konnten, zeigten auch während der Beobachtungsphase ein stärker ausgeprägtes Recyclingverhalten.

Die teilnehmende Beobachtung war auch wichtig, um die Arbeit und die Einstellungen der in der Abfall- und Abwasserwirtschaft tätigen Menschen zu erfassen. Die Menschen wurden von mir beim Reinigen der Entwässerungsrinnen, bei der Abfall-

sammlung und beim Straßenkehren begleitet. Die teilnehmende Beobachtung führte sowohl zu Erkenntnissen über die Arbeitsbedingungen und die Arbeitsweisen der Menschen als auch zu Erkenntnissen über die Art der Kontakte mit den NutzerInnen der Dienstleistungen. Im Bereich der institutionellen Voraussetzungen war die Lage in Bamako anders als in Ouagadougou. In Bamako konnten durch Kontakte mit der Interessensgemeinschaft der Kleinunternehmen in der Abfallsammlung Infrastruktureinrichtungen wie Mülldeponien, Kanalisationssysteme oder die Kläranlage besichtigt werden. In Ouagadougou konnte ich durch meinen Kontakt zur staatlichen Wasserversorgungsgesellschaft ONEA ein Programm der Subventionierung von sanitären Anlagen in der Praxis mitverfolgen. Ich wurde an ein Forschungsbüro verwiesen, das im Rahmen dieses Programms für die Informationsweitergabe zuständig war. Die MitarbeiterInnen dieses Forschungsbüros wurden mehrmals von mir bei ihren Hausbesuchen begleitet. Diese Rundgänge erlaubten die Erforschung der Interaktionen mit den Haushaltsmitgliedern und deren Bereitschaft zur Errichtung bzw. Erneuerung von Toiletten, Duschen und Waschplätzen. In den Haushalten, welche die subventionierten Baumaterialien erhalten hatten, konnte auch der Fortschritt der Bauarbeiten ermittelt werden. Schließlich konnte die Verwendung und Nutzung von umweltrelevanten Technologien und Infrastruktur beobachtet werden und daraus Schlüsse über die Technologiebeherrschung gezogen werden. Dies ist insofern relevant, als im Hinblick auf Umweltverschmutzung die Frage, ob die Umwelt willkürlich verschmutzt wird oder dies unabsichtlich geschieht, heftig umstritten wird.

Um die Phänomene »urbane Armut« und »Umwelthandeln« empirisch zu erforschen, wurden allerdings auch halbstrukturierte Einzelinterviews in Haushalten geführt. In den Interviews wurden Fragen zu den Lebens-, Wohn- und Arbeitsbedingungen der Menschen gestellt. Den InterviewpartnerInnen wurde die Möglichkeit gegeben, über ihre Familienzusammensetzung, die Haushaltseinnahmen und -ausgaben, den Zugang zu und die Nutzung von Infrastruktur und Dienstleistungen, die Belastungen im Wohnumfeld und die Einstellung zur Stadtverwaltung zu erzählen. Die Familienzusammensetzung wurde thematisiert, um die Einkommen und die Ausgaben des Haushalts besser abschätzen zu können, da über das Haushaltseinkommen generell nur ungern gesprochen wird. Dass dies der Fall ist, kann auf mehrere Gründe zurückgeführt werden: Über das Einkommen der anderen Bescheid zu wissen, ohne dass das eigene Einkommen bekannt ist, verleiht eine gewisse Macht. Informationen über das eigene Einkommen Preis zu geben, kann einer in Westafrika verbreiteten Überzeugung nach »das Unglück anziehen« und zu einer Verminderung des Einkommens führen. Das eigene Einkommen zu verheimlichen trägt auch dazu bei, bittstellende Familienangehörige und Bekannte fern zu halten. Dies führt dazu, dass selbst innerhalb eines Haushalts die EhepartnerInnen häufig nicht wissen, wie viel der/die andere verdient (Kinda 1987)³.

3 Im Roman »Faantankin. La cité des pauvres« thematisiert der Malier Abdoulaye Tapo (2006) Armutsdiskurse als Mittel der Demütigung ärmerer Menschen. Indem nur die Reichen, welche Armut selbst nie erfahren hätten, von Armut sprechen würden, würde sich die Situation für die »Armen« nicht verändern. Misstrauen gegenüber ForscherInnen, welche die konkreten Ursachen nicht bekämpfen würden, ist daher nachvollziehbar.

Die Wohnsituation konnte sowohl durch Fragen als auch durch eigene Beobachtungen evaluiert werden. Es wurden einerseits Fragen zum Wohngebäude, zur Hauhaalts-einrichtung und zur technischen und sozialen Infrastruktur in der Wohnumgebung gestellt. Andererseits hatte ich ein Schema für ein Beobachtungsprotokoll erstellt, das ich nach jedem Interview ausfüllte. Hier hielt ich fest, wie der Hof genutzt wurde, ob es Nutztiere oder Pflanzen gab, aber auch wie die Gebäude beschaffen waren und welche Gegenstände im Hof zu sehen waren. Eine mögliche materielle Unterstützung durch staatliche und nichtstaatliche Akteure wurde ebenso wie die außerfamiliären sozialen und finanziellen Verpflichtungen thematisiert.

Danach wurden Fragen nach besonderen (finanziellen) Belastungen im Hinblick auf die Abfall- und Abwasserentsorgung gestellt: Wie können die Menschen Abfälle loswerden? Welche Anstrengungen unternehmen sie, um Abfälle aus der unmittelbaren Wohnumgebung zu entfernen und wo werden Abfälle und Abwässer toleriert? Wie sehr hat man sich an die Präsenz von Abfällen und Abwässer im öffentlichen Raum gewöhnt? In den Interviews mit den Haushalten wurden auch die Häufigkeit von Krankheiten, der Zusammenhang zwischen verschmutztem Wohnumfeld und Krankheiten, und die Bereitschaft, sich ehrenamtlich bei der Reinigung des Wohnviertels zu engagieren, angesprochen. Ebenso wurde die Frage gestellt, wer im Stadtviertel für die Sauberkeit oder für den Umweltschutz verantwortlich sei⁴. Eine Forschung in Bamako (Chevron et al. 2002) hatte bereits gezeigt, dass die überwiegende Mehrheit der Menschen die kommunalen Maßnahmen als unzureichend betrachtet und Verbesserungen von der Stadtverwaltung einfordert. Innerhalb der Familie wird den älteren Menschen häufiger als den jüngeren und Frauen häufiger als Männern diese Verantwortung zugeschrieben. Das Gespräch wurde mit Fragen nach den Veränderungen der Lebensbedingungen und den persönlichen aktuellen Besorgnissen abgeschlossen.

Wie in der empirischen Sozialforschung allgemein bekannt ist, können bei Interviews gewisse Antwortverzerrungen auftreten, die unterschiedliche Ursachen haben können. Einerseits kann es sich um einen Interviewer-Bias oder um ein Problem der Interaktionssituation handeln, weshalb sehr genau darauf geachtet werden muss, wie man als Interviewerin auftritt und wo das Interview geführt wird. Der Versuch der Ein-ebnung sozialer Ungleichheiten kommt insbesondere im direkten Gespräch mit den InterviewpartnerInnen zum Tragen. Es wurde von mir beispielsweise als kleiner Erfolg gewertet, wenn meine Schlüsselpersonen mich anderen InterviewpartnerInnen mit dem Kommentar: »Elle est simple«, also: »Sie ist bescheiden« vorstellten. Bei der Wahl des Ortes für ein Interview spielt es eine Rolle, mit wem das Interview geführt werden soll. Wird ein Interview beispielsweise im Hof geführt, kann es sein, dass die angetroffenen Personen sich nicht autorisiert fühlen, auf die Fragen der ForscherInnen zu ant-

4 Die Übersetzung des Begriffs Umweltschutz auf Bambara gestaltete sich als schwierig. Da es für Umweltschutz keinen eigenen Begriff gibt, wurde die Wortkreation »sigida lakananan« geschaffen. »Sigida« meint hierbei die unmittelbare Umgebung, das Wohnumfeld oder auch Stadtteil. »Lakananan« heißt auf Bambara Schutz und wird meist in Bezug auf den Schutz von Personen verwendet. Schutzgewährend können sowohl Objekte wie ein Motorradhelm als auch Personen oder auch Gott sein. Der Ausdruck »sigida lakananan« wurde in meinen qualitativen Interviews auf Bambara nicht immer verstanden und musste öfters erläutert bzw. der französische Begriff »protection de l'environnement« verwendet werden.

worten. Der Ehemann bzw. die statushöhere Person (ein Elternteil, die erste Ehefrau, der ältere Bruder, etc.) wird als Auskunftsperson gewählt. Weiters muss während eines Leitfadenterviews der Art der Frageformulierung und der Reihenfolge der Fragen große Aufmerksamkeit gewidmet werden. Der Leitfaden kann zwar flexibel gehandhabt werden, dennoch sollte man darauf Acht geben, dass durch zu konkrete Fragen zu Beginn des Gesprächs das Thema nicht zu sehr eingeschränkt wird. Grundsätzlich gehen SozialwissenschaftlerInnen davon aus, dass das Antwortverhalten der Menschen bei Befragungen zum Großteil konsistent ist. Sensible Fragen oder Fragen, die bei den Befragten Ängste wecken können, erzeugen hingegen oft wenig konsistente Antworten. So zeigt die Analyse einer Panelumfrage in Malawi (Bignami-Van Assche 2003) auf, dass Fragen zum Thema HIV, insbesondere Fragen nach der Wahrscheinlichkeit, selbst HIV-positiv zu sein bzw. in der Zukunft infiziert zu werden, wenig verlässliche Antworten liefern. Wie bereits anhand der Studie über Recycling in Mexiko aufgezeigt wurde, können soziale Normen ebenfalls eine große Rolle für das Antwortverhalten spielen und stereotype Antwortmuster erzeugen. Das Problem der sozialen Erwünschtheit kann sich jedoch je nach kulturellem Kontext anders äußern. Ein Geograph von der Universität Bamako (Konaté 2007) weist auf dieses Problem im Rahmen einer Studie über Siedlungshygiene in der malischen Stadt Niono hin. Die InterviewerInnen überprüften hierbei die Aussagen der Befragten mit der tatsächlichen Situation in den Haushalten. Während alle Haushalte behaupteten, eine Toilette zu besitzen, konnte festgestellt werden, dass 14 Prozent der Haushalte keinen Zugang zu einer Toilette haben. Hinsichtlich der Entsorgungspraxis der Grauwässer lagen die Aussagen und die Beobachtungssituation noch weiter voneinander entfernt: dreißig Prozent der Haushalte hatten demnach keine eigene Sickergrube für die Entsorgung der Grauwässer, während fast alle behaupteten, eine solche zu besitzen. Dies zeigt erneut, wie wichtig die Beobachtung sein kann, um Diskrepanzen zwischen den Aussagen und den tatsächlichen Verhaltensweisen aufdecken zu können. Der französische Anthropologe Jacky Bouju (2002) zeigt dieses Problem im Hinblick auf das Thema Hygiene auf. In diesem Bereich entsprechen die Antworten – wie er feststellen konnte – nicht den wahren Einstellungen, sondern der erwarteten Einstellung des Forschers zu Hygiene. Diese Erkenntnisse gilt es sowohl in der Phase der Datenproduktion als auch bei der Auswertung zu berücksichtigen.

Eine Forschung in Accra, Ghana (Schauber 2008) weist darauf hin, dass Scham die Kommunikation über Armut verhindern kann und dies selbst in einem Stadtviertel, in dem vorwiegend ärmere Familien leben. Auch in Mali hat eine Studie über die Lebensbedingungen und das Problem der Armut (Dabita et al. 2011) aufgezeigt, dass manche Menschen sich nur ungerne auf einer Skala von sehr arm bis sehr reich einstufen. Die Ergebnisse dieser Selbsteinschätzung entsprachen hier zum Teil nicht den Ergebnissen der monetären und multidimensionalen Armutsmessung. 16 Prozent der Befragten, die aufgrund ihrer Haushaltsausgaben als monetär arm eingestuft worden waren, bezeichneten sich selbst als weder arm noch reich. Weitere 19 Prozent der Befragten, die aufgrund von Indikatoren in den Bereichen Wohnen, Wohnungseinrichtung, Bildung und öffentliche Infrastruktur als nicht-monetär arm eingestuft worden waren, bezeichneten sich ebenfalls als weder arm noch reich. Im Hinblick auf die Frage des Wohlstandes scheint es, dass es in Mali eine Tendenz zur Mitte gibt und eindeutige Zuordnungen vermieden werden.

Gewisse weitere Umstände der Interviewsituation – wie die Tatsache, dass ich eine weiße Europäerin bin – lassen sich nicht ändern, sodass die Vor- und Nachteile in Kauf genommen werden müssen. In den meisten Fällen war meine Herkunft von Vorteil, denn die InterviewpartnerInnen gingen von der Vorstellung aus, dass ich mit den lokalen Lebensweisen und Gewohnheiten wenig vertraut bin und beantworteten daher auch ohne zu zögern scheinbar naive Fragen. Maimouna Traoré, eine Anthropologin aus Burkina Faso berichtet hingegen in ihrer Doktorarbeit über die Praktiken der Abfallentsorgung in Ouagadougou (Traoré 2011), dass sie manchmal auf wenig Gesprächsbereitschaft gestoßen war. Die InterviewpartnerInnen entgegneten ihr auf die Frage nach der Definition von Sauberkeit und Schmutz beispielsweise, dass sie selbst sehr gut wissen müsste, wie diese Zustände beschaffen seien.

Aber Fragen nach den Unterschieden zwischen ethnischen Gruppen im Hinblick auf die Sauberkeit wurden in keinem Fall von allen GesprächspartnerInnen beantwortet, da sie sich peinlich berührt fühlten (siehe hierzu auch Chevron 2002). Als Forscherin, die selbst einer der ethnischen Gruppen in Burkina Faso angehört, stieß Maimouna Traoré zusätzlich auf das Problem, nicht als neutral genug zu erscheinen. Die Tatsache, eine von außen kommende Forscherin zu sein, die zwar mit Sprache und Kultur einigermaßen vertraut ist, aber nicht zur Gesellschaft gehört oder die Vertreterin von nationalen Institutionen ist, kann durchaus Vorteile haben. Prinzipiell können mir als Außenstehender Informationen mitgeteilt werden, die Angehörigen gegenüber mit Scham verbunden wären. Es kann auch Kritik über bestimmte Problemlagen, die in Zusammenhang mit öffentlichen Ämtern stehen, geäußert werden, ohne negative Konsequenzen fürchten zu müssen. Da die InterviewpartnerInnen im Fall eines Gesprächs mit mir keinerlei rechtliche oder sozial nachteilige Folgen befürchten müssen, haben sie im Prinzip die Möglichkeit, sich frei zu äußern.

Eine letzte Anmerkung betrifft die Interviewsituation mit den Familien, welche nur selten kontrolliert werden konnte. Meistens fand das Interview im Hof statt, also an einem Ort, wo andere Familienmitglieder mit Hausarbeit beschäftigt waren. Wenn Verwandte oder Bekannte zu Besuch kamen, musste das Interview unterbrochen werden. In manchen Fällen gesellten sich andere Familienmitglieder oder BesucherInnen zum Interview dazu und veränderten damit die Interviewsituation, ohne dass man etwas dagegen unternehmen konnte. Diese Konstellation erwies sich allerdings grundsätzlich oft als günstig für das Interview, denn die Aussagen der Befragten wurden so ergänzt und erweitert.

Ergänzend zu den Einzelinterviews wurden auch Fokusgruppeninterviews mit Frauenvereinigungen und Gemüsegärtnerinnen und -gärtnerinnen durchgeführt. Die Methode des Fokusgruppeninterviews wurde gewählt, weil die kollektive Befragung eine Atmosphäre schafft, in welcher Menschen ohne Scheu sprechen können. Dadurch, dass die Fokusgruppen natürliche Gruppen darstellen, gleicht das Gespräch stärker einer »natürlichen« Unterhaltung. Bei Gruppenbefragungen werden immer auch die soziale Dynamik und die sozialen Beziehungen innerhalb der Gruppe unabhängig vom spezifischen Thema der Befragung sichtbar. Das Fokusgruppeninterview kann also nicht nur kollektiv verankerte Orientierungen in einer bestimmten Gruppe aufdecken, sondern auch helfen, die Aussagen der einzelnen TeilnehmerInnen zu positionieren. Die Gruppen der Frauenvereinigungen und Gemüsegärtnerinnen und -gärtnerinnen um-

fassten zwischen zehn und zwanzig Personen, wodurch die Steuerung des Interviews teilweise nur schwer möglich war. Wenngleich vorwiegend eine Interviewsituation gegeben war, in der ich die Fragen stellte, gab es zwischendurch auch Phasen, wo die TeilnehmerInnen miteinander zu diskutieren begannen und sich der Gesprächsfluss in eine neue Richtung entwickelte.

Die angesprochenen Themen in den Fokusgruppeninterviews mit Frauenvereinigungen waren die Erwerbstätigkeit von Frauen, die finanziellen Belastungen durch die Kinder und die gemeinschaftlichen (Umwelt-)Aktivitäten der Frauen im Stadtviertel. Den Gemüsegärtnern und -gärtnerinnen wurden im Fokusgruppeninterview Fragen nach der Verwendung von Pestiziden und Dünger, nach Krankheiten, nach den Beziehungen zur Stadtverwaltung und den Arbeits- und Lebensbedingungen gestellt.

Fokusgruppeninterviews können als Ergänzung zu den Einzelinterviews gesehen werden, da im Unterschied zu diesen die Konstruktion der Einstellungen auf eine andere Art und Weise erfolgt. Die InterviewerInnen regen mit Impulsfragen zwar die Auseinandersetzung zu bestimmten Themen an, können den Prozess der Meinungsbildung jedoch aus einer distanzierteren Position mitverfolgen. Die Antworten der TeilnehmerInnen sind im Fokusgruppeninterview nicht nur auf die InterviewerInnen, sondern auch auf die Aussagen der anderen TeilnehmerInnen bezogen. Insofern lässt sich leicht erklären, warum Einzelinterviews und Fokusgruppeninterviews nicht zu denselben Ergebnissen kommen müssen. In einer sozialwissenschaftlichen Forschung zum Thema Armut im Niger (CNESS-Bozari 2003) wurden beide Methoden eingesetzt. In den Einzelinterviews gaben die Befragten an, die Ursachen von Armut seien v.a. in unzureichenden Investitionen, dem schwachen Staat und sozialen Konflikten zu suchen. In den Fokusgruppeninterviews hingegen wurden die Ursachen für Armut auf die Bevölkerungsexplosion, Dürren und die geographische Abgeschiedenheit zurückgeführt. Ebenso wurden die Ursachen von strukturellen Veränderungen der Lebensbedingungen unterschiedlich verortet. In den Einzelinterviews wurden insbesondere die demokratischen Fortschritte und größere persönliche Freiheiten, aber auch Merkmale des sozialen Aufstiegs wie beispielsweise die Anzahl der Kleidungsstücke erwähnt. In den Fokusgruppeninterviews wurde hingegen der verbesserte Zugang zur Bildung und Gesundheitsversorgung genannt. Geteilte soziale Normen sowie medial kommunizierte Themen schienen hier also die Antworten in den Fokusgruppeninterviews zu strukturieren, während sozialkritische Ansichten und persönliche Erfahrungen die Antworten in den Einzelinterviews beeinflussten.

Neben den bisher erwähnten empirischen Methoden war die Teilnahme an Konferenzen in Bamako und Ouagadougou wesentlich, um Einblicke in die institutionellen Rahmenbedingungen vor Ort zu erhalten. In Bamako konnten drei Konferenzen zur Abfall- und Abwasserentsorgung besucht werden. Fragen der Dezentralisierung und des Zugangs der Bevölkerung zu Infrastruktur und Dienstleistungen sowie die Rolle der Entwicklungshilfe wurden dabei besonders oft und eingehend thematisiert. Die Teilnahme am dreitägigen Workshop zum Thema »Instandhaltung von sanitären Einrichtungen« im November 2013 in Ouagadougou ermöglichte die Einbettung der bisherigen Ergebnisse in einen größeren regionalen Kontext. Der Austausch mit Fachleuten aus der Abfall- und Abwasserwirtschaft aus neun westafrikanischen Ländern war besonders förderlich, um die Gemeinsamkeiten zwischen den Ländern, aber auch Beson-

derheiten in Burkina Faso zu identifizieren. Im Rahmen des Workshops wurde auch die Toilettenanlage einer Schule besichtigt und damit ein Beispiel kollektiv genutzter sanitärer Einrichtung veranschaulicht. Zugleich konnte aber auch klar aufgezeigt werden, welche konkreten Probleme dabei entstehen können, wenn wegen mangelnder finanzieller Mittel zu deren Reinigung die Anlage nicht entsprechend genutzt werden kann. Die Besichtigung der Kläranlage in Ouagadougou zeigte die Konsequenzen mangelnder Technologiebeherrschung für die daran angrenzenden Gemüsegärtner und -gärtnerinnen auf. Die Teilnahme an solchen Konferenzen kann wertvolle Erkenntnisse liefern, da nicht nur der Inhalt der Konferenzbeiträge analysiert werden kann, sondern ebenso die Art und Weise, wie dieser Inhalt überliefert wird:

»A scientist speaking to a community about the health risks of a chemical dump may be carrying out a ritual that displays confidence and control. The technical information (the message) is secondary to the real goal of the communicator: ›Have faith; we are in charge.« (Plough und Krinsky 1987: 7).

Streckenweise fand die Planung und Durchführung des Forschungsprozesses in Bamako und Ouagadougou gemeinsam mit ForschungspartnerInnen vor Ort statt. Hier sei besonders der malische Kulturanthropologe Gaousou Traoré erwähnt, der meine Forschung in Bamako mitverfolgte und mir bei inhaltlichen oder methodologischen Fragen zur Verfügung stand. Unterstützung erhielt ich in Bamako ebenso durch den Geographen Famagan-Oulé Konaté, der mir nicht nur im Hinblick auf mein Forschungskonzept beratend zur Seite stand, sondern mir auch im Rahmen seiner Lehrveranstaltung die Gelegenheit gab, Fragen der Auswertung von qualitativen Daten mit seinen DoktorandInnen zu diskutieren. In Ouagadougou haben regelmäßige Treffen mit dem Geographen Issa Sory meine Forschung orientiert. In weiterer Folge hat auch der wissenschaftliche Austausch mit dem Soziologen Boureima Ouédraogo dazu beigetragen, meinen Forschungsgegenstand zu präzisieren.

In Bamako beschränkte sich die Kooperation allerdings nicht nur auf die wissenschaftliche Ebene, sondern es fand über einen längeren Zeitraum auch eine Zusammenarbeit mit dem Verband der GIE in der Abfallwirtschaft statt. Durch die Kooperation mit Bamadou Sidibé, dem Leiter des Verbandes, wurden auch bestimmte Themen an mich herangetragen. Insbesondere die Fragen nach der Zahlungsfähigkeit und -bereitschaft der Haushalte sowie mögliche Zusatzeinnahmen durch das Recycling waren für den Verband von besonderem Interesse. Aber auch bestimmte strukturelle Herausforderungen, mit denen die GIE täglich konfrontiert waren, wie beispielsweise die große Distanz zu den Zwischendeponien oder die mangelhafte technische Ausrüstung, wurden mir erörtert. In Anbetracht dieser speziellen Probleme habe ich Interviews mit ExpertInnen in diesen Bereichen durchgeführt und die Themen auch in den Einzelinterviews angesprochen. Dank dieser Kooperation wurde eine partizipative Forschung ermöglicht, d.h. es wurde auf das Erkenntnisinteresse und die Fragen aus der Praxis Rücksicht genommen (vgl. hierzu Israel et al. 1998; Minkler und Wallerstein 2003 u.a.m.). Die Anliegen der GIE wurden von mir aufgegriffen und ich konnte den GIE einige nützliche Informationen liefern, allerdings konnte ich den Erwartungen nach einer Aktionsforschung aufgrund des zeitlichen Rahmens und meiner begrenzten finanziellen Mittel nicht nachkommen. Außerdem war ich bestrebt, meinen Forschungsgegen-

stand nicht zu sehr einzuschränken, was im Rahmen einer Aktionsforschung unweigerlich der Fall gewesen wäre.

In Ouagadougou gab es keinen vergleichsweise intensiven und länger währenden Austausch mit Akteuren der Abfallwirtschaft. Auch hier wurden zwar insbesondere von Vereinen und Kleinunternehmen wiederholt Anfragen an mich gestellt, eine Aktionsforschung durchzuführen, aber auch hier habe ich mich von einem solchen Vorgehen distanziert. Durch die hohe Präsenz von Organisationen der internationalen Entwicklungszusammenarbeit sind vielen lokalen ExpertInnen Maßnahmen der Aktionsforschung wie die »Participatory Hygiene And Sanitation Transformation« oder die »Community Led Total Sanitation« bekannt. Beide Ansätze versuchen, die Bevölkerung zu sensibilisieren und gewünschte Veränderungen des Verhaltens zu erzielen. Wie bereits erwähnt, wäre ein solcher Zugang für die Beantwortung meiner Forschungsfrage nicht unmittelbar zielführend gewesen und hätte sowohl einer anderen Vorbereitung der Forschung als auch anderen finanziellen Voraussetzungen bedurft. Für meine Forschung wählte ich daher einen in gewisser Hinsicht partizipativen und transdisziplinären Zugang, wobei ich durch die Einbeziehung anderer wissenschaftlicher Disziplinen wie der Geographie und der Soziologie sowie die Einbeziehung von Interessen der Akteure in der Praxis problemorientiert vorgegangen bin (vgl. Pohl 2005; Ramadier 2004).

Die Einzelinterviews und die Fokusgruppeninterviews sowie die meisten Gespräche wurden in Bamako mehrheitlich auf Bambara, der regionalen Verkehrssprache, durchgeführt. In Ouagadougou erfolgten viele Einzelinterviews auf Dioula, einer Dialektvariante des Bambara. In beiden Ländern wurden Interviews auch auf Französisch, der Amtssprache, durchgeführt. In einigen Fällen, in denen die InterviewpartnerInnen bzw. die Frauenvereinigungen in Ouagadougou weder Dioula noch Französisch beherrschten, wurde das Interview auf Mooré, der mehrheitlich gesprochenen Sprache in Ouagadougou geführt. In diesen Fällen übernahmen ÜbersetzerInnen die Simultanübersetzung der Fragen und Antworten, da ich Mooré in so kurzer Zeit nicht perfekt genug beherrschen konnte. Die Wahl der Sprache im Forschungsfeld betrifft nicht nur technische Aspekte der Übersetzung von Fragestellungen, sondern geht weiter darüber hinaus. Sprachen transportieren neben lexikalischen Bedeutungen und einer grammatikalischen Struktur auch Regeln der Sprachverwendung. Die Beherrschung einer afrikanischen Sprache hat im Forschungsfeld neben einem primär instrumentellen Nutzen auch einen ideellen Wert. Eine afrikanische Sprache – und seien es auch nur einige Wörter und Floskeln – gelernt zu haben, zeigt Interesse an den Menschen und den kulturellen Besonderheiten. Besonders aufschlussreich in dieser Hinsicht waren die Gespräche mit Menschen, die eine Zeit lang sowohl in Bamako als auch in Ouagadougou gelebt hatten. Wie sie mir erklärten, stehe die Dominanz einer einzigen Verkehrssprache, Bambara, in Bamako, im Gegensatz zur großen Sprachenvielfalt in Ouagadougou. Während in Bamako, auch bei Ämtern und Behörden, auf Bambara – auch mit BesucherInnen – kommuniziert werde, sei dies in Ouagadougou ganz anders. Hier werde in öffentlichen Einrichtungen, sofern es sich nicht um Familienangehörige oder nahe Bekannte handle, in Französisch kommuniziert.

Die Feststellung, die der Sozialanthropologe Harri Englund (2006) für Malawi getroffen hatte, dass nämlich afrikanische Sprachen weniger geschätzt werden als die Amtssprache Englisch, kann zum Teil auch auf die Situation in Mali und Burkina Fa-

so übertragen werden. Die von den ehemaligen Kolonialmächten eingeführten Amtssprachen würden heute als »languages of opportunities« gesehen, während die afrikanischen Sprachen eher als »languages of deprivation« gelten würden. Die gebildete Mittel- und Oberschicht bediene sich ganz selbstverständlich der Amtssprache, genauso wie die europäischen AusländerInnen dies tun würden. Die Verwendung der Amtssprache sei ein Ausdruck der Macht in einem kolonialen Kontext; dies gelte auch im postkolonialen Afrika, denn in den Schulen, Büros und öffentlichen Ämtern seien afrikanische Sprachen oft nicht von Nutzen (siehe ebd.). Es muss hier hinzugefügt werden, dass es sich im Hinblick auf Behördengänge nicht alleine um ein Problem der Sprache handelt, denn wie weiter oben angeführt wurde, wird in Bamako auch bei Ämtern auf Bambara kommuniziert. Es handelt sich hier vielmehr um ein Zusammenspiel von Lese- und Schreibkenntnissen, dem Wissen über rechtliche Grundlagen und Behördenwege sowie soziale Beziehungen zu den MitarbeiterInnen von Behörden, welche solche Amtsgänge erheblich erleichtern. Menschen, die keine dieser drei Voraussetzungen mitbringen, werden oft mit Analphabetismus, mangelnder Intelligenz oder anderen Unzulänglichkeiten in Verbindung gebracht. Kann eine Person nicht lesen oder beherrscht sie die offizielle Amtssprache nicht, so wird angenommen, dass sie auch ein beschränktes Verständnis von Rechten und Pflichten hat. Die Tatsache, dass diese Menschen oft nur afrikanische Sprachen ausreichend beherrschen, führt also dazu, dass sie Minderwertigkeitsgefühle entwickeln. Die Verwendung der afrikanischen Sprache, Bambara bzw. deren Variante Dioula, war mir deshalb auch ein Anliegen, weil ich den ärmeren Menschen, die keine oder nur wenig Schulbildung genossen hatten, Anerkennung zeigen und ihnen die Möglichkeit geben wollte, sich bestmöglich auszudrücken.

6.4. Positionierung im Forschungsfeld

Im Feld wurde ich mehrmals vor die Herausforderung gestellt, mein Forschungsvorhaben legitimieren zu müssen. Welche Rollen ForscherInnen im Feld zugeschrieben werden, welche Rollen sie einnehmen können und wie sich Rollen im Laufe der Zeit verändern, sind alles Themen, mit denen man sich in diesem Zusammenhang auseinandersetzen sollte. Die kontinuierliche Zusammenarbeit mit ForschungsmitarbeiterInnen war für mich sehr von Nutzen, denn wenn ich Einzelinterviews mit Haushaltsvorständen bzw. deren Frauen durchführte, wurde ich in der Regel von meinen BegleiterInnen vorgestellt und hatte dadurch auch bei jenen Menschen, die bisher noch kaum Kontakt mit EuropäerInnen hatten, einen Vertrauensvorsprung⁵. Auch bei meinen Treffen mit den Frauenvereinigungen und den Gruppen der Gemüsegärtner und -gärtnerinnen stellte sich die Zusammenarbeit mit jungen einheimischen ForschungsmitarbeiterInnen als wertvoll heraus. Oft wurde ich hier mit der Frage konfrontiert, ob ich die Zusammenschlüsse nicht in der einen oder anderen Form unterstützen könnte. Meine ForschungsmitarbeiterInnen ergriffen in diesem Fall für mich Partei und erklärten,

5 Die Validität der Aussagen und Informationen in den Interviews beruht vorwiegend darauf, dass ich über Schlüsselpersonen Zugang zu meinen InterviewpartnerInnen fand und diese daher ein gewisses Vertrauen in mich legen konnten.

dass ich noch Studentin sei und ich dazu momentan nicht in der Lage sei. Und selbst für das Organisieren und Durchführen von offiziellen Treffen war die Zusammenarbeit mit ForschungsmitarbeiterInnen von Belang, denn sie waren mir bei der Vorbereitung der Treffen behilflich und kannten die lokalen Gepflogenheiten. Schließlich machte es auf die ExpertInnen einen guten Eindruck, wenn ich nicht alleine, sondern mit jungen einheimischen BegleiterInnen erschien, denn dies war ein Hinweis auf meine soziale Integration und bot so manche Anknüpfungspunkte für das erste Gespräch.

Meine alltäglichen sozialen Beziehungen wirkten sich vor allem günstig auf die informellen Kontaktaufnahmen aus. Die soziale Einbettung der Forschenden ist für die Forschung von außerordentlicher Wichtigkeit und beeinflusst sowohl die möglichen Interaktionen als auch das Zustandekommen von Kooperationen. Ich selbst wohnte – wie schon erwähnt – sowohl in Bamako als auch in Ouagadougou bei einer Gastfamilie. Die Entscheidung für eine Gastfamilie hatte ich relativ früh am Anfang meines ersten Forschungsaufenthaltes in Bamako getroffen, da es viele organisatorische Probleme mit einem Schlag löste: Ich war nicht mehr auf ein teures Hotelzimmer angewiesen, die Verpflegung am Morgen und am Abend war gegen einen finanziellen Beitrag sichergestellt und da ich weder die Stadt kannte, noch mein neu gekauftes Motorrad für die lokalen Verkehrsbedingungen ausreichend beherrschte, war ein Mitglied der Gastfamilie immer bereit, mich mit meinem Motorrad zu chauffieren. Die erste Zeit des Aufenthalts in diesen beiden Städten nutzte ich dazu, das ausgedehnte soziale Netzwerk meiner Gastfamilien und damit potentielle InterviewpartnerInnen kennen zu lernen. Durch das Wohnen bei einer Familie konnte der Zugang zu Familienangehörigen leicht stattfinden, aber auch zu den BewohnerInnen des jeweiligen Stadtviertels. Als Europäerin stand ich anfangs sehr oft im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Meine Präsenz wurde mit großer Aufmerksamkeit wahrgenommen und meine Aussagen, Gesten und Handlungen wurden genau beobachtet. Ein unbemerktes Teilhaben am Alltag war daher am Anfang des Aufenthalts kaum möglich. Erst nach einigen Wochen, als man sich an meine Anwesenheit gewöhnt hatte, kam für mich das Alltägliche mehr zum Vorschein. Allerdings galt dies nur für mein unmittelbares soziales Umfeld, also meine Gastfamilie und meine engsten Bekannten. Sobald entfernte Familienangehörige oder NachbarInnen zu Besuch kamen, war mein Besonderheitsstatus wieder da. Als Frau hatte ich den Vorteil, leichter in Kontakt mit Frauen zu kommen und an Ereignissen, die v.a. von Frauen organisiert werden, wie Taufen oder Hochzeiten, teilnehmen zu können. Auch wenn ich als Frau oft unter Frauen war, so darf nicht vergessen werden, dass Frauen keine homogene Kategorie bilden. Sowohl zwischen Frauen unterschiedlicher geographischer, kultureller oder sozialer Herkunft als auch zwischen Frauen innerhalb desselben kulturellen Kontextes kann es große Differenzen geben (siehe hierzu auch Moore 1993). Unterschiede im Hinblick auf die Herkunft, das Alter, die Religionszugehörigkeit oder den sozialen Status wurden mir so im Laufe meines Aufenthaltes immer wieder vor Augen geführt. Die InterviewpartnerInnen, die mir von VertreterInnen kommunaler Behörden bzw. MitarbeiterInnen internationaler Organisationen wie der FAO vermittelt wurden, unterlagen – das ist klar – vermutlich oft einem Bias, da es sich vorwiegend um einflussreiche und wohlhabendere Personen handelte. Da sich mein Forschungsvorhaben jedoch insbesondere auf das umweltgerechte Verhalten von ärmeren urbanen Bevölkerungsschichten bezog, war ich bestrebt, mit diesen Men-

schen in Kontakt zu treten. Hier zeigte sich meine Einbindung in eine Gastfamilie als sehr hilfreich, denn über das Schneeballverfahren konnte ich auf informelle Art und Weise Zugang zu diesen Menschen erhalten.

Eine Problematik, die im Zusammenhang mit methodologischen Problemen von ForscherInnen immer wieder thematisiert wird, betrifft die Interviewverweigerung. Aus seinen Forschungen mit AbfallsammlerInnen im Senegal berichtet Oumar Cissé (2007), dass diese Menschen aufgrund ihrer Marginalisierung fremden Menschen gegenüber sehr misstrauisch seien. Konkret würden die MüllsammlerInnen nicht mit JournalistInnen sprechen wollen, weil ihre Aussagen oft verzerrt und ungefiltert in den Medien veröffentlicht würden, wobei dies für sie sehr unangenehme Folgen haben könnte. Einerseits könnten die Verwandten in den Dörfern so von ihren »unwürdigen« Arbeitsbedingungen erfahren, andererseits könnten sie von Ämtern dazu verpflichtet werden, Steuern zu bezahlen. Der Zugang zu den AbfallsammlerInnen funktionierte im Senegal nur über Schlüsselpersonen und führe selten zu aussagekräftigen Ergebnissen. ForscherInnen seien oft mit dem Problem konfrontiert, dass Interviews deshalb verweigert werden, weil die MüllsammlerInnen die ForscherInnen verdächtigen, mit den Interviews finanziellen Profit erwirtschaften zu wollen (ebd.). Während meiner Forschungsaufenthalte stieß ich auf keinerlei Ablehnung von Seiten der (in-)formellen Akteure in der Abfallsammlung. Allerdings erwies sich die Strategie, über die Stadtverwaltung in Ouagadougou Kontakte zu Akteuren in der Abfallsammlung zu erhalten, als erfolglos. Der stellvertretende Leiter der städtischen Müllabfuhr hatte mich nach unserem Treffen darum gebeten, eine offizielle Anfrage an die Kommunalverwaltung zu richten. Auf meine Anfrage erhielt ich keinerlei Antwort und auch mehrfaches Nachfragen blieb erfolglos. Den Kontakt zu Kleinunternehmen und Vereinen erhielt ich daher ausschließlich über persönliche Kontakte. Dies kann durchaus als Vorteil gesehen werden, denn damit wurde ich als Forscherin nicht mit den Interessen der Stadtverwaltung in Verbindung gebracht. Dadurch, dass die Abfallwirtschaft in Ouagadougou und auch in Bamako ein politisch umkämpftes Feld ist, spielen Fragen der Macht hier immer auch eine Rolle. Ein offizieller Zugang über die Institution oder den »Patron«, dem das Kleinunternehmen bzw. der Verein untersteht, würde eine Selbstzensur der befragten Personen mit sich bringen. Ein Mitarbeiter einer NGO in Bamako hatte mir diesbezüglich auch geraten, darauf zu achten, dass bei meinem Interview mit einem Viertelchef kein Gemeindeangestellter zugegen sei.

Als Kultur- und Sozialanthropologin ist man im Laufe des Forschungsprozesses wiederholt mit forschungsethischen Herausforderungen konfrontiert. Zentrale Anforderungen an eine ethisch verantwortliche Forschungspraxis wurden von der American Anthropological Association in sieben Punkten zusammengefasst (siehe AAA 2012), dennoch bleiben viele Fragen weiterhin offen. So wird hier gefordert, dass die Kultur- und SozialanthropologInnen den Menschen im Feld im Hinblick auf die Forschungsziele und -methoden gegenüber offen und ehrlich sein sollten. Die Zustimmung der InterviewpartnerInnen oder der Menschen im Rahmen von teilnehmender Beobachtung wird als notwendige Voraussetzung für eine ethisch verantwortliche Forschung gesehen. Ebenso wird gefordert, dass die Forschungsergebnisse allen, auch den Menschen, die im Zentrum der Forschung standen, zugänglich gemacht werden sollen. Die Frage, wie und wann man die Ergebnisse den InterviewpartnerInnen mitteilen kann, beinhal-

tet jedoch nicht nur praktische Aspekte wie das Sprachverständnis, sondern auch das Problem, dass die Interpretation der Ergebnisse nicht mit der Wahrnehmung der InterviewpartnerInnen übereinstimmen muss. Die Schlussfolgerungen können von ihnen als Kritik aufgefasst werden oder als fehlende Wertschätzung ihrer alltäglichen Probleme. Inwiefern die Forschungsergebnisse bereits vor deren Publikation den betreffenden Personen vorgelegt werden und von ihnen bestätigt werden sollten, bleibt umstritten. Einerseits wird den Forschenden die Freiheit zugestanden, ihre eigenen Interpretationen und theoretischen Schlüsse zu ziehen, andererseits wird aber auch gefordert, Aussagen aufgrund von empirischen Belegen zu treffen und die soziale Wirklichkeit nicht zu verzerren. Wie dem auch sei, Kultur- und SozialanthropologInnen sind sowohl ihrem Fach als auch den Menschen, die durch ihre Mitteilungen und Handlungen zur Forschung beigetragen haben, verpflichtet. Wenn die ForscherInnen bestrebt sind, sich in ihrer Disziplin zu etablieren und neben dem Wissenserwerb auch Anerkennung zu erlangen, ist es von großer Wichtigkeit, auch nach dem Abschluss einer Forschung eine respektvolle Beziehung zu den ehemaligen ForschungspartnerInnen aufrechtzuerhalten. Mit der Bestätigung durch die »scientific community« erwerben sich die ForscherInnen intellektuelles Kapital. Ein berühmtes Beispiel hierfür ist zum Beispiel William Foote Whytes Werk »Street Corner Society« (1995), das in seiner zweiten Auflage ein soziologischer Klassiker wurde. Von KritikerInnen wurde Whyte vorgeworfen, seinen wichtigsten Informanten, welcher ihm mehr als drei Jahre lang als Schlüsselperson im Stadtviertel und bei der Interpretation der Ergebnisse geholfen hatte, ausgebeutet zu haben. Whyte hätte ihn weder als Koautor im Buch erwähnt, noch die Tantiemen mit ihm geteilt (siehe Boelen 1992; Richardson 1992).

In den Interaktionen mit den Menschen vor Ort sollte man generell ein Verhältnis anstreben, das auf Reziprozität beruht, d.h. dass man auch versucht, die Interessen der Menschen – soweit möglich – wahrzunehmen. Hierbei geht es sowohl um Interessen im materiellen Sinne als auch Interessen im symbolischen Sinne, wie dies Alain Morice (2007: 93) ausführt:

»A l'exception des quelques-uns qui chassent dans les beaux quartiers, sociologues et anthropologues ont plutôt pour coutume de travailler sur des populations pauvres, dominées, exploitées, exclues à des degrés divers de la scène civique. La contrepartie attendue par ces populations est généralement claire et exprimée: il faut que l'enquête débouche sur des améliorations. Il faut aussi qu'en amont – ce qui introduit déjà la question symbolique – cette revendication soit reconnue pour légitime«.

Der Nutzen der Informationsweitergabe kann manchmal von vorneherein angezweifelt werden, denn viele Menschen haben bereits Erfahrungen mit ForscherInnen oder auch EntwicklungshelferInnen bzw. MitarbeiterInnen von NGOs und internationalen Organisationen gemacht, ohne dadurch eine Verbesserung ihrer Lebens-, Wohn- oder Arbeitssituation gemerkt zu haben. So wird in der Evaluation einer Aktionsforschung im Bereich Abfallwirtschaft in Bamako folgender Schluss gezogen:

»Research« is generally seen as the prelude to technical constructions, particularly in this case, where the disadvantaged group was supposed to be the main beneficiary.

The people, generally poor, expected direct ›pay-offs‹, such as salaries, gifts, subsidies, etc.» (Traoré et al. 2003: 45).

Bleibt der konkrete und umgehende Nutzen für die Befragten aus, so können die Forschung und die Verwendung der Forschungsergebnisse nicht in ihrem Interesse liegen. Aus einer Situation der ausbleibenden konkreten materiellen Entschädigungen kann mangelnde Kooperationsbereitschaft resultieren. Knappe zeitliche Ressourcen werden dann in Zukunft nicht mehr für ein Interview aufgewendet.

In Ouagadougou waren es v.a. materielle Interessen, die an mich herangetragen wurden. Die Söhne meiner Gastfamilie in Ouagadougou waren Musiker und hatten schon einigen Gruppen von Jugendlichen aus Belgien und Israel Musikunterricht gegeben. Diese Jugendlichen waren mit einem für lokale Verhältnisse sehr großzügigen Reisebudget ausgestattet. So wurde mir berichtet, dass jede/r TeilnehmerIn hundert Euro für den wöchentlichen Proviant zur Verfügung gehabt hätte. Die Erfahrungen mit den Kindern wohlhabender Eltern führten dazu, dass die an mich gestellten Forderungen nach finanzieller Unterstützung sehr hoch waren. Da sich mein Aufenthalt in Ouagadougou über mehrere Monate erstreckte, konnten Gegenleistungen in verschiedener Form erbracht werden: Weihnachtsgeschenke oder Geschenke zum Opferfest, kleine Geldbeträge, Kauf von selbst hergestellten Produkten wie Musikinstrumenten oder die Organisation einer Abschiedsfeier, wo ich für alle ausreichend zu Essen und zu Trinken vorbereiten ließ. Prinzipiell weigerte ich mich jedoch, die InterviewpartnerInnen mit dem Versprechen einer Bezahlung zum Interview zu überreden. Kleine Gesten der Dankbarkeit fand ich hingegen durchaus angebracht und dies entspricht auch den örtlichen Gepflogenheiten. So entschädigte ich die Familien mit einer kleinen finanziellen Unterstützung, wenn ich einige Tage lang bei ihnen gewohnt hatte und von ihnen verköstigt worden war. Ebenso nahm ich Dienstleistungen von (den Angehörigen der) InterviewpartnerInnen in Anspruch, wie beispielsweise von Friseurinnen oder Schneiderinnen. Schließlich ließ ich die Fotos, die ich während meines Forschungsaufenthalts gemacht hatte, ausarbeiten und meinen Gastfamilien und den InterviewpartnerInnen zukommen.

Es gibt auch den Versuch, die ForscherInnen zu instrumentalisieren, d.h. für die eigenen Zwecke nutzbar zu machen. In symbolischer Hinsicht kann die Erwartung bestehen, die ForscherInnen könnten als MediatorInnen bei internationalen Entwicklungshilfeorganisationen oder bei politischen EntscheidungsträgerInnen fungieren. Diese Erfahrung machte ich während der Zusammenarbeit mit einer GIE in der Abfallsammlung in Bamako. Die von mir produzierten Daten wurden mit meinem Einverständnis in diesem Rahmen für einen Projektantrag an die japanische Entwicklungskooperation verwendet. Eine Einschränkung meines Handlungsspielraumes erfuhr ich durch die enge Zusammenarbeit mit dem Dachverband der Kleinunternehmen in der Abfallwirtschaft. Obwohl durch den Interessenverband Kontakte zur Gemeindeverwaltung, Forschungsbüros und NGOs hergestellt werden konnten, war mir die Kontaktaufnahme mit informellen Akteuren in der Abfallwirtschaft dadurch nicht möglich. Die Konkurrenz zwischen diesen beiden Akteursgruppen erlaubte es mir als Forscherin nicht, objektiv über die informellen AbfallsammlerInnen zu forschen. Die Befragung dieser Akteure wäre vom Interessenverband der GIE als eine

Art der »Zusammenarbeit« und damit als Loyalitätsbruch verstanden worden. Aus diesem Grund wurde in Bamako darauf verzichtet, Interviews mit den informellen Akteuren in der Abfallwirtschaft zu führen. Auch während der kürzer währenden Zusammenarbeit mit einem Unternehmer, der in Bamako ein Produkt zur biologischen Behandlung von Klärschlamm vermarkten wollte, machte ich eine ähnliche Erfahrung. Ich hatte den Unternehmer einen Tag lang bei Treffen mit Kleinunternehmen in der Klärschlammentsorgung begleitet, um über die aktuelle Praxis mehr zu erfahren. Den Leitern und Mitarbeitern dieser Kleinunternehmen wurden bei den Treffen auch die Vorzüge des neuen Produkts vorgestellt, wobei v.a. die Hygienisierung des Klärschlammes, die Eindämmung der Geruchsbelastung und die Reduktion des Volumens des Klärschlammes hervorgehoben wurden. Ich wurde vom Unternehmer auf meine Herkunft als Österreicherin angesprochen, um einen Zusammenhang zwischen der Sauberkeit im Wohnumfeld und der Attraktivität für TouristInnen herzustellen. Ich wurde hier also weniger als Forscherin denn als GarantIn für die Wirksamkeit und Relevanz des Produkts präsentiert.

Das Gleichgewicht zwischen Distanz und Nähe herzustellen, war eine ständige Herausforderung. Bei zu viel Distanz bleiben die Forschung oberflächlich und konkrete Einzelheiten unberücksichtigt. Bei zu viel Nähe hingegen stellt sich die Gefahr, dass der wissenschaftliche Zugang aufgegeben wird. Die Ambivalenz in der Reaktion auf die Erwartungen der InterviewpartnerInnen nach materiellen oder symbolischen Gegenleistungen bleibt bestehen. Nicht immer konnten die Menschen überzeugt werden, dass meine Mittel relativ begrenzt sind und anspruchsvolle Forderungen nicht erfüllt werden können. Die Macht, über welche ForscherInnen verfügen, wird in vielen Fällen überschätzt. Mein Alter und mein Status als Studentin wurden in manchen Fällen als Erklärung für vorerst ausbleibende Gegenleistungen akzeptiert. Dies bedeutet jedoch nicht, dass nicht die Hoffnung aufrecht bleibt, irgendwann doch noch einen Nutzen aus dem Treffen mit mir ziehen zu können.

6.5. Datengrundlage der Forschung in Bamako und Ouagadougou

In Bamako wurden insgesamt vier leitfadengestützte Einzelinterviews mit Haushaltsvorständen bzw. deren Frauen im Zentrum, in der städtischen Peripherie und in den informellen Siedlungen durchgeführt. Weiters wurden vier Fokusgruppeninterviews mit Frauenvereinigungen durchgeführt. Mit VertreterInnen von nationalen Umweltbehörden und kommunalen Einrichtungen, Journalisten, MitarbeiterInnen von Vereinen, NGOs, Forschungsbüros und Kleinunternehmen in der Abfall- und Abwasserentsorgung sowie mit VertreterInnen von Einrichtungen der Erwachsenenbildung konnten insgesamt 24 ExpertInneninterviews durchgeführt werden. Die Dauer dieser Interviews betrug zwischen einer halben und eineinhalb Stunden. Alle Interviews wurden mithilfe eines Aufnahmegeräts aufgezeichnet und im Anschluss transkribiert. Es wurden darüber hinaus auch viele weitere Gespräche mit EinwohnerInnen in Bamako und auch ExpertInnen geführt, welche nicht aufgenommen, sondern nur im Nachhinein protokolliert wurden. In Bamako konnte ich außerdem zwei Monate lang ein Projekt des Welternährungsprogramms im Bereich der Abfallwirtschaft begleiten. Das »Cash

for Work« Projekt mit dem Namen »Saniya Warri« dauerte von September bis November 2013 und sollte eine Einkommensquelle in der Abfallsammlung und im Recycling für bedürftige Menschen schaffen. Diese Menschen wurden als vulnerable Personengruppen bezeichnet, d.h. laut Definition des Welternährungsprogramms Witwen oder Frauen ohne Unterstützung, obdachlose Menschen, Menschen mit Behinderungen, PensionistInnen oder Personen unter dem Mindesteinkommen und Menschen, die bereits in informeller Weise in der Wertstoffsammlung arbeiten. Insgesamt waren knapp fünftausend bedürftige, also vulnerable, Personen im Projekt tätig und im Rahmen meiner Forschung konnte ich leitfadengestützte Interviews mit 68 von ihnen durchführen. Da ich die Menschen während ihrer Arbeit besuchte, wurden die Interviews relativ kurz gehalten und dauerten in den meisten Fällen zwischen zehn und zwanzig Minuten. Alle Interviews wurden jedoch aufgenommen und auch transkribiert. Aus den Interviews erhielt ich zwar einige wichtige Hinweise auf bestimmte Problembereiche wie beispielsweise die Situation von Witwen mit einer zahlreichen Familie, die Schwierigkeit, bei unqualifizierten informellen Tätigkeiten überleben zu können oder die Wahrnehmung von Abfällen und der Sauberkeit im Wohnviertel. Es wurde der Versuch gemacht, zwischen diesen Aspekten Zusammenhänge herzustellen und die Daten der 68 Interviews wurden hierfür im Nachhinein kodiert, um sie statistisch auszuwerten. Allerdings zeigte sich, dass der Leitfaden thematisch zu sehr an das Projekt und die konkreten Tätigkeiten im Projekt angelehnt war und manche Aspekte, die von allgemeiner Relevanz gewesen wären, ausgelassen worden waren. Ich habe mich deshalb dafür entschieden, diese Interviews nicht in der Analyse zu berücksichtigen.

In Ouagadougou konnten insgesamt 21 leitfadengestützte Einzelinterviews mit Haushalten im Zentrum, in der städtischen Peripherie und in den informellen Siedlungen durchgeführt werden. Es wurden weiters drei Fokusgruppeninterviews mit Frauen und ein Fokusgruppeninterview mit Gemüsegärtnern und -gärtnerinnen durchgeführt. Schließlich fanden 14 ExpertInneninterviews mit ForscherInnen an Universitäten, MitarbeiterInnen von staatlichen und kommunalen Einrichtungen im Bereich Siedlungshygiene und Abfallwirtschaft, Kleinunternehmen in der Abfall- und Abwasserentsorgung und (inter-)nationalen Organisationen, NGOs und Vereinen statt. Auch diese Interviews wurden vollständig aufgenommen und transkribiert. In Ouagadougou wurden ebenfalls zahlreiche Gespräche ohne einen zugrundeliegenden Leitfaden geführt, welche in die Interpretation der Forschungsergebnisse einfließen. Die Informationen aus den Interviews und Gesprächen werden durch Feldnotizen und Beobachtungsprotokolle vervollständigt.

6.6. Auswertung und Interpretation der empirischen Daten

Alle Interviews (Einzel-, ExpertInnen- und Fokusgruppeninterviews) wurden mithilfe eines Aufnahmegeräts aufgezeichnet. Die Transkription erfolgte mit dem Programm F4 und wurde nach dem vereinfachten Transkriptionssystem von Dresing und Pehl (2012) durchgeführt. Bei der Transkription meiner Interviews auf Bambara durch eine Sprecherin des Bambara erhielt ich bereits eine erste Hilfestellung für die Interpretation der Interviews. Das Problem der Mehrsprachigkeit umfasst sowohl kommunikative As-

pekte, also die gemeinsame Aushandlung von Begriffen während der Feldforschung, als auch Übersetzungsprozesse, wobei diese unweigerlich von einer Bedeutungsveränderung begleitet werden. In Bezug auf die Mehrsprachigkeit stellt sich vorrangig die Frage, wie viele Übersetzungsprozesse involviert sind. Während ich im Zuge der theoretischen Arbeit viele wissenschaftliche Quellen auf Deutsch, Englisch und Französisch verwendet habe, wurde die Forschung in Bamako vor allem auf Französisch und Bambara durchgeführt. In Bamako werden zwar auch andere lokale Sprachen wie das Fulfulde, das Songhai oder das Dogon gesprochen, aber viele Menschen sind mehrsprachig und beherrschen neben ihrer Erstsprache auch eine Amts- oder Verkehrssprache wie Französisch oder Bambara. Einzig bei meinen Interviews mit den TeilnehmerInnen des Projekts »Saniya Warri« traf ich ältere Frauen, die sich nicht in einer dieser beiden Sprachen mitteilen konnten. Hier stellten sich andere TeilnehmerInnen spontan als ÜbersetzerInnen zur Verfügung. In Ouagadougou, wo neben der Amtssprache Französisch Mossi am weitesten verbreitet ist, stieß ich bei meinen Interviews mit den Frauenvereinigungen und den GemüsegärtnerInnen auf das sprachlich bedingte Problem der Verständigung. Jedoch auch hier war entweder mein Forschungsmitarbeiter oder ein Mitglied der Gruppierungen bereit, für mich simultan zu dolmetschen. In diesen Fällen wurden ausschließlich die übersetzten Aussagen transkribiert und analysiert. Dieses Buch habe ich schließlich auf Deutsch verfasst. Im Laufe dieses Forschungsprozesses war es also wiederholt erforderlich, die verwendeten Begriffe zu definieren und zu rekontextualisieren.

Die Auswertung der transkribierten Einzelinterviews und Fokusgruppeninterviews erfolgte anhand der qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2010). Diese Form der Analyse ermöglicht die Zusammenfassung und Strukturierung des Materials, mit dem Ziel der Generierung von Kategorien. Die transkribierten ExpertInneninterviews wurden mithilfe der kritischen Diskursanalyse nach Siegfried Jäger (2009) ausgewertet und so die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Vorstellungen lokaler ExpertInnen zu Fragen der Armut und Umwelt erfasst. Diskurs kann definiert werden als:

»[...] a specific ensemble of ideas, concepts, and categorizations that are produced, reproduced, and transformed in a particular set of practices and through which meaning is given to physical and social realities« (Hajer 1997: 44).

In der Diskursanalyse haben sich Konstrukte wie jenes der »Storylines« und der »Diskurskoalitionen« als hilfreich herausgestellt, um Argumentationslinien und von mehreren Akteuren geteilte Diskurse zu dekonstruieren. Mit »Storylines«, also Erzählsträngen, wird die diskursive Komplexität reduziert, gleichzeitig erlauben sie aber auch die Erweiterung des individuellen Erfahrungsspektrums. Durch ihre ständige Präsenz erhalten Erzählstränge einen quasi rituellen Charakter. Mit »Diskurskoalitionen« ist gemeint, dass diskursive Interaktionen neue Konzepte, Identitäten und Positionen schaffen können. Diskurskoalitionen bezeichnen das Zusammenspiel von Akteuren, Erzählsträngen und Praktiken (ebd.). Hierbei sollte untersucht werden, mit welchen Begriffen und Konzepten das Problem der Umweltverschmutzung im Forschungsfeld beschrieben wird. Von besonderem Interesse ist hier die Verschränkung von mehreren Diskursen, die auf ökologische, ökonomische, technische oder ethische Aspekte abzielen.

Inwiefern sich ExpertInnendiskurse durchgesetzt haben und auch in der Bevölkerung vorzufinden sind, sollte ebenfalls untersucht werden.

Weiters wurden die Einstellungen zu Projekten internationaler Entwicklungshilfeorganisationen und NGOs analysiert. Die Interpretation der Forschungsergebnisse kann hier nicht ohne eine Reflexion der eigenen Rolle als Forscherin erfolgen. Durch vermeintliche Kontakte zu MitarbeiterInnen von internationalen Organisationen wurde ich nicht immer ausschließlich als Forscherin, sondern auch als potentielle Vermittlerin gesehen. Aussagen wie beispielsweise: »Nous n'avons pas les moyens« (»Wir haben kein Geld«) können also sowohl als Einschätzung einer Problemlage interpretiert werden als auch als Aufforderung, mich über meine Rolle als Forscherin hinaus zu engagieren. Es sind also oft die speziellen sozialen Situationen oder in Anlehnung an Victor Turner (1994) »soziale Dramen«, die zu bestimmten Aussagen bzw. bestimmten Verhaltensweisen führen. Dies bedeutet, dass die hinter den expliziten Aussagen und den offen zur Schau gestellten Handlungen verborgenen gesellschaftlichen Prozesse und rhetorischen Absichten miteinbezogen werden müssen. Es kann sich bei Aussagen in Interviews also auch um strategische Äußerungen handeln, die zum Ziel haben, sich im Hinblick auf andere Akteure zu positionieren, d.h. sich entweder von diesen abzugrenzen oder Übereinstimmung mit ihnen zu signalisieren.

Aktuelle Statistiken der nationalen Statistikbehörden, aktuelle Gesetzestexte im Bereich Umweltschutz sowie Studien von ForscherInnen nationaler Forschungseinrichtungen, die nur lokal beziehbar sind, wurden als ergänzendes Datenmaterial herangezogen. Mithilfe dieser Sekundärdaten können einerseits die eigenen empirischen Ergebnisse besser eingebettet werden und andererseits auch veranschaulicht werden, inwiefern lokale Erzählungen mit den Ergebnissen statistischer Erhebungen und den Analysen der lokalen sozialen und ökologischen Bedingungen übereinstimmen oder von ihnen abweichen.

